Hans Habe

Im Jahre Null

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse

Bei Kurt Desch

MÜNCHNER NACHRICHTEN AUS POLITIK KULTUR

1. Jahrgang / Nummer 1

Lizenz Nr. 1 der Nachrichtenkontrolle der Militärregierung

Zum Geleit

Neue Regierung

Dr. Högners Programm

General Patton scheidet aus Bayern

Eisenhower greift ein

Ein Brief Roosevelts

Spanien außerhalb der Gemeinschaft der Nationen

Keine Einigung der Außenminister

Ausführlicher Bericht Bevins im Unterhaus am nächsten Dienstag

Hans Habe Im Jahre Null



Hans Habe

IM JAHRE NULL

Ein Beitrag zur Geschichte
der deutschen Presse





HANS HABE

IM JAHRE NULL

Ein Beitrag zur Geschichte
der deutschen Presse

VERLAG KURT DESCH

Gedruckt in der Buchdruckerei Universal, München
Gebunden in der Großbuchbinderei R. Oldenbourg, München
Umschlagentwurf von Christel Aumann, München
Umschlag gedruckt von Poerschke & Weiner, München
Printed in Germany 1966

INHALT

Erstes Kapitel

DER WEG INS HOTEL BRISTOL

Es begann im Februar 1944, mitten im Krieg.

Ich befand mich damals in Camp Ritchie, Maryland, dem Schullager der amerikanischen Abwehr. Kurz vorher war ich aus Italien, wo ich mit dem 531. Pionier-Regiment an der Invasion von Salerno teilgenommen hatte, nach Washington geflogen worden.

Schon der Heimflug war ungewöhnlich gewesen. Im neapolitanischen Hauptquartier der Psychologischen Kriegführung hatte mir mein unmittelbarer Vorgesetzter, Colonel Hazeltine, mitgeteilt, daß ich für drei bis vier Monate nach Amerika zurückkehren müsse. Ich kam gerade aus dem Feldlazarett. Ich war vollkommen geheilt, besaß keinen Anspruch auf Heimaturlaub.

»Ihre Mission ist offenbar geheim«, sagte Oberst Hazeltine. »Ich habe keine Ahnung, warum man Sie in Washington haben will.«

In dem Bombenflugzeug, das ich in Neapel bestieg, saßen schon zwölf hochdekorierte Fliegeroffiziere. Wir waren, sozusagen, dreizehn an Bord. Gleich nach dem Start zog mich einer der Offiziere ins Vertrauen: er teilte mir mit, daß ein Motor defekt sei und wir offenbar abstürzen würden. Gleich darauf fragte mich ein zweiter, ob ich den »Navigator« kenne. Als ich verneinte, erklärte er, der junge Leutnant fliege zum erstenmal und habe keine Ahnung von der Navigationskarte. Es war außerordentlich ungemütlich.

Erst in Dakar, wo wir, von sehr dunklen Negern und sehr hellen WAC's erwartet, am Heiligen Abend in siedender Hitze landeten, erfuhr ich vom Flugkapitän, daß unser Flugzeug ein »Narrenschiff« sei. Jeder der zwölf Offiziere hatte über hundertzwanzig Einsätze über feindlichem Territorium geflogen — es waren samt und sonders Sturzkampfflieger, die man, das gebot die Regel, nach der achtzigsten Mission hätte ausmustern müssen. Sie waren »Sektion acht« — der taktvolle Name für Leute, die ein Rad zuviel oder zuwenig haben. Sie konnten weder die Höhe noch die Sensation des Fliegens ertragen. Der Flug, der über ihre psychischen Kräfte ging, war just unser Flug nach Washington. Die Motoren waren ganz in Ordnung, die Mannschaft aufs beste geschult. Nach fünf Tagen im *Ship of Fools* — wir flogen über Nordafrika, Casablanca, Dakar, Brasilien, Puerto Rico und Florida — setzten wir ohne Zwischenfall in Washington auf. Immerhin: Das Narrenschiff schien mir ein Omen.

Noch am gleichen Tag wurde ich nach Camp Ritchie geschickt, wo ich zwei Jahre vorher meine Ausbildung als Abwehroffizier absolviert hatte.

Männer aus der Retorte

Meine *Alma mater*, am Fuße der Blue Ridge Mountains gelegen, war das merkwürdigste Armeelager der Welt. Hier war alles von Geheimnissen umgeben, die Hälfte der Zöglinge ging verkleidet herum. Ganze Kompanien marschierten in deutschen Wehrmachtsuniformen, japanische Heckenschützen — es waren *American-Japanese* — hockten im Geäst der Bäume, in einem abgeschlossenen Teil des Lagers exerzierten falsche SS-Leute. Im übrigen lebte man wie in einem Golfklub. Der Koch hatte einst im *Hotel Waldorf Astoria* gearbei-

tet. Oberstleutnants drückten die Schulbank neben gemeinen Soldaten. Die Tagesnachrichten, die während der Mahlzeiten in der Kantine durch einen Lautsprecher verkündet wurden, ertönten in fünfzehn Sprachen. Camp Ritchie war ein Narrenschiff vor Anker.

Der Standort des Lagers war im übrigen so geheim, daß er nicht auf der Karte der übrigen Ausbildungslager verzeichnet war. Um so mehr überraschte es mich, als mich der Kommandant des Lagers, General Banfill, wissen ließ, daß ich zum einzigen Instrukteur eines »noch geheimeren« Lagers bestimmt sei. Ich hatte Mühe, das Lager – Camp Sharpe – auf den Höhen des historischen Schlachtfelds von Gettysburgh zu finden. Es war nichts als ein großer Hof, der von elenden Baracken umgeben war. Die schwarzen Arbeiter, die seit Jahren die Heldenfriedhöfe des amerikanischen Bürgerkriegs betreut hatten, waren einen Tag vorher ausgebootet worden. Hier also sollte ich eine Kompanie – im Laufe der Zeit wurden es vier Kompanien – für die Frontabwehr, die sogenannte *Combat intelligence*, sowie für Psychologische Kriegführung ausbilden. Die Lehrgegenstände umfaßten Rundfunkansprachen, Lautsprecheraufforderungen an die feindlichen Truppen, sich zu ergeben, das Schreiben von Flugblättern der verschiedensten Art, Kriegsgefangenenverhöre, Psychologie der Deutschen, Auswertung von Gefangenenaussagen und Agententätigkeit hinter den Linien.

Anfang Februar 1944 erfuhr meine Arbeit eine entscheidende Wendung. Ich wurde im Jeep von Camp Sharpe nach Camp Ritchie gebracht. Hier führte ich mit General Banfill ein mir unvergeßliches Gespräch, das mich heute noch mit Zuversicht erfüllt, wenn allüberall, nicht zuletzt in Amerika, Zweifel an der Organisation der amerikanischen Armee und den Demokratien als Kriegsmacht auftauchen.

»Wir werden«, sagte General Banfill, »in Deutschland eine

neue Presse ins Leben rufen müssen. Sobald wir deutschen Boden betreten, werden wir die Nazi-Zeitungen verbieten. Andere gibt es nicht. Es wird eine Weile dauern, ehe wir deutsche Verleger, Herausgeber und Journalisten finden, denen wir die deutsche Presse anvertrauen können. Da aber ein uninformiertes Volk ein gefährliches Volk ist, werden Sie in jeder Stadt, die unsere Truppen besetzen, sofort eine Zeitung gründen.« Und nun folgte der überraschendste Satz: »Ihr Hauptquartier wird Bad Nauheim sein.« Er wies auf die Landkarte. »Der Kurort liegt zentral, unweit von Frankfurt. Sie werden mit Ihrem Stab das *Hotel Bristol* beziehen. Die Luftwaffe hat Weisung erhalten, Bad Nauheim zu schonen.«

Februar 1944. Das war rund fünf Monate vor der Invasion in der Normandie. Der Krieg in Italien hatte sich in einen Sitzkrieg verwandelt. Deutsche Fallschirmjäger, die »grünen Teufel«, hielten immer noch Kloster und Feste Cassino – ich selbst hatte wenige Wochen zuvor mit der 5. Armee General Mark W. Clarks im Schlamm vor Cassino gelegen. Die Russen forderten die »Zweite Front«, aber niemand ahnte, wo und wann sie eröffnet werden würde. Ganz Frankreich war in deutschen Händen, in Paris regierte die Wehrmacht. In einem amerikanischen Abwehrlager aber wurde über das Quartier im *Hotel Bristol* in Bad Nauheim disponiert.

General Banfill war wohl vorbereitet – auch auf meine Frage: »Und mit wem soll ich diese Zeitungen machen?«

Ich erhielt *Priority Number One*, die höchste Priorität. Bald sollte sich zeigen, zu welcher *efficiency* die sonst langsamen und bürokratischen Amerikaner im Notfall sich aufschwingen können.

Im Pentagon, dem Kriegsministerium in Washington, übergab ich einem Offizier der Abwehr eine »Wunschliste«. Meine Wünsche waren, unter anderem: Soldaten, die Deutsch in

Wort und Schrift fehlerfrei beherrschen, vornehmlich frühere Redakteure, Journalisten und Schriftsteller, Druckereileiter, Metteure und Maschinensetzer, Intellektuelle, die mit der besonderen Beschaffenheit und Kultur verschiedener deutscher Städte vertraut sind, Juristen, Schauspieler, Rundfunkreporter — und dazu sollten es auch noch junge Leute sein, die keine Strapazen scheuen würden und denen man geheimes Material anvertrauen dürfe.

Meine »Wünsche« wurden in riesige Maschinen geworfen — ein Computermechanismus wohl, der mir bis heute ein spanisches Dorf ist —: heraus fielen Dutzende von Karteiformularen mit den Namen der »Wunschsoldaten«. Von den Karten konnte man ablesen, wo diese Männer, die ich mir buchstäblich »ausgedacht« hatte, gerade stationiert waren. Der eine versah Küchendienst in einem kalifornischen Lager, der zweite reparierte Panzer in Maryland, der dritte arbeitete in der Schreibstube eines Quartermaster-Lagers in Tennessee, der vierte befand sich in einer Infanterieschule Iowas, einzelne waren zufällig schon in Camp Ritchie.

Achtundvierzig Stunden später traten die Ahnungslosen in Camp Sharpe an. Unter ihnen befanden sich, um nur einige Namen zu nennen: Der Schriftsteller Josef Wechsberg (heute Mitarbeiter des *New Yorker*, der *Weltwoche* und von *Harper's Bazaar*), der Bestsellerautor Stefan Heym (später in der Ostzone und vielumstrittener Romancier der DDR), der Rechtsanwalt Dr. Otto Brandstätter (heute Industrieller im Saarland), der Schauspieler Walter Kohner (heute literarischer Agent in Hollywood), der Student Max Kraus (heute hoher Beamter des State Department), der Student Ernst J. Cramer (heute leitender Redakteur der *Welt*) und viele andere. Ich erhielt außerdem das Versprechen, daß später mehrere andere »Experten« zu mir stoßen würden — darunter der Schriftsteller

Klaus Mann, Sohn des Nobelpreisträgers, und Hans Wallenberg, ein Journalist von hohem Rang und Sohn des ehemaligen Chefredakteurs der *BZ am Mittag* (heute Präsident des Ullstein-Buchverlages). Das Narrenschiff, man sieht es, war komplett.

Die Ausbildung ging nicht so einfach vonstatten, wie ich das gedacht hatte. Drei Episoden haften mir noch im Gedächtnis.

Auf Grund der Erfahrungen, die ich in Italien gesammelt hatte – meine Fronterfahrung war wohl auch der Grund meiner Rückberufung und Betrauung gewesen –, sollten die etwa achtzig Soldaten nicht nur als Presseleute ausgebildet werden; der Spezialkursus umfaßte alle Gebiete der öffentlichen Meinungsbildung. In dem trostlosen Lager bei Gettysburgh waren Lautsprecherwagen und mobile Sendeanlagen aufgestellt. Ein oder zwei Stunden lang sprachen wir jeden Tag zur »Wehrmacht«, täglich wurden ganze Rundfunkprogramme probeweise gesendet.

Nun war Camp Sharpe, ich sagte es schon, ein so geheimer Ort, war so *»hush-hush«*, wie damals der lautmalende Ausdruck lautete, daß wir auf unseren Uniformaufschlägen die Zeichen der verschiedensten Waffengattungen trugen, denen wir keineswegs angehörten, daß meine Soldaten das Lager in den ersten Wochen nicht verlassen durften, daß sie einen Revers unterschreiben mußten, niemandem, auch nicht ihren Frauen, den Zweck ihres Aufenthaltes zu verraten. Leider hatten wir – ich fürchte, daß durch solche Fehler der Geheimdienste schon manche Niederlage riskiert wurde – nicht mit der Technik gerechnet. Als ich mich eines Abends an der Bar des *Hotels Gettysburgh* mit einem Whisky erfrischte – ich selbst wohnte im Hotel, da ich, mit General Patton, bis heute der Ansicht bin, daß »jeder Trottel unbequem leben kann« –, begrüßte mich der Barmann in deutscher Sprache. Der Chef-

techniker meines Lagers hatte, vom fatalen Ehrgeiz der Techniker getrieben, den Sendebereich seiner Rundfunkanlagen ausprobieren wollen, so daß die Bauern in der Umgebung von Gettysburgh zu ihrer Verblüffung aufgefordert worden waren, sich »den Amerikanern zu ergeben« – und noch dazu war ihnen diese Mahnung auf deutsch zuteil geworden. Von Stund an zweifelte in der Umgebung des Lagers niemand mehr, daß in Camp Sharpe »überaus komische Gestalten« sich herumtrieben. Daß die Sache keine schlimmen Folgen hatte, ist auf das einzige zurückzuführen, worauf Geheimdienste sich stets verlassen können: die gegnerische Abwehr ist noch unfähiger.

Der zweite Zwischenfall kostete mich beinahe den Kopf.

Zum Abschluß des Kurses veranstaltete ich ein Feldmanöver. Einem Plan zufolge, den ich mit meinem Adjutanten, Leutnant Peter Hart (später Londoner Direktor von *Life*), ausgearbeitet hatte, zogen wir in die Wälder von Maryland, um dort, unter möglichst der Wirklichkeit nachgebildeten Bedingungen, »Invasion« zu spielen. Die »Front« war so genau nachgeahmt, daß ein Teil meiner Leute in Wehrmachtsuniform gesteckt wurde; als »Gefangene« würden sie später – ich wählte hauptsächlich ehemalige Schauspieler – hochnotpeinlichen Verhören unterzogen werden.

Um vier Uhr früh ließ ich einige Soldaten wecken, deren Spezialität die Abfassung von Flugblättern war. Ich erklärte diesen, wo die amerikanische Armee gerade gelandet war und unter welchen Umständen es geschehen sei, welche deutsche Einheiten uns gegenüberständen und wie der Appell, den sie an die Wehrmacht richten mußten, beschaffen sein sollte. Die in Hast geschriebenen *Leaflets* wurden auf unseren beweglichen Schnellpressen gedruckt und von leichter Artillerie über die »deutschen« Einheiten geschossen.

Nach zwei Tagen, in denen niemand ein Auge geschlossen

hatte, kehrten wir, vom Erfolg unseres Manövers überzeugt, ins Lager zurück. Eine Stunde darauf erhielt ich vom Hauptquartier in Camp Ritchie eine verblüffende Weisung. Ich sollte allein, das heißt nur von einem Adjutanten begleitet, auf das Manövergelände zurückkehren und persönlich alle in den Wäldern herumliegenden Flugblätter – »aber bis aufs letzte, *no joke*« – einsammeln; von hier sollte ich mich ohne Begleitung unverzüglich nach Washington begeben.

Schwarze und weisse Propaganda

Im Büro des Abwehrchefs General Strong war der Teufel los. Nachdem mir angedroht worden war, daß ich, falls ich »den Mund auftun« würde, mit einem Militärgerichtsverfahren und »mindestens« zwanzig Jahren Festungshaft zu rechnen hätte, wurde ich zwei Stunden lang ins Kreuzverhör genommen: Woher, wollte man wissen, mir der Plan, in der Nähe des Städtchens Arromanches, in der Normandie, zu landen, bekannt geworden sei? Ich schwor heilige Eide, daß ich den Küstenstreifen auf Grund der Gegebenheiten – die Nähe Englands, die flache Beschaffenheit des Strandes und die Nachbarschaft der Hauptstraße Cherbourg–Bayeux–Caen erraten hatte. Es war mir klar, daß meine Inquisitoren schwankten, ob sie mich erschießen lassen oder in den Generalstab berufen sollten. Zum Glück wählten sie die dritte Lösung. Nachdem die Flugblätter, auf denen der Name des normannischen Städtchens Arromanches deutlich zu lesen stand, verbrannt worden waren, schickten sie mich nach Camp Sharpe zurück. Und wieder muß ich der Armee, in der ich fünf Jahre diente, Tribut zollen: Wenn man seinen Offizieren nicht vertraut, kann man keinen Krieg führen.

Die dritte Episode ist für die Armee weniger schmeichelhaft.

An einem Sonntag, den ich in meinem Haus an der Kalorama Road in Washington verbrachte, erschien bei mir einer meiner merkwürdigen Untergebenen: der aus Rußland stammende, in seiner Kindheit von einem ehemaligen italienischen Botschafter adoptierte Graf Igor Cassini. Er war in Begleitung seiner ungemein schönen jungen Frau (jetzt Gattin des Zeitungskönigs William Randolph Hearst jr.). Nach einer glucksenden Einleitung brachte er sein Anliegen vor: Er besitze »authentische Informationen«, wonach unsere Einheiten in den nächsten Tagen nach Europa verschifft werden würden; er selbst möchte es aber vorziehen, einer zurückbleibenden Kompanie zugeteilt zu werden. Der Zeitungskönig Hearst habe ihm, fuhr der blaßblonde Jüngling fort, die verwaiste Stelle des Klatschkolumnisten Cholly Knickerbocker angeboten — das sei die Chance seines Lebens; einer so nebensächlichen Episode halber, wie es der Krieg sei, könne er sie, das würde ich wohl verstehen, nicht aufgeben. Die Bitte Cassinis (später tatsächlich der gefürchtete »Cholly Knickerbocker« und noch später wegen Agententätigkeit zugunsten der Dominikanischen Republik abgeurteilt) —, die Bitte Cassinis überraschte mich nicht nur wegen ihrer Unverschämtheit. Erstens hatte ich, obwohl Kommandeur der Einheit, keine Ahnung von unserer bevorstehenden Einschiffung, und zweitens hatte ich gerade am Vortag von Camp Ritchie die vertrauliche Weisung erhalten, dem »faschistischer Sympathien verdächtigen Cassini kein geheimes Material anzuvertrauen«. Daß ich den schmucken Igor samt seiner noch schmuckeren Frau aufs unfreundlichste verabschiedete, ist nebensächlich. Besorgniserregend ist es aber, daß Cassini recht hatte — als einziger wußte just der »Unverläßliche«, was das Pentagon mit uns vorhatte.

Die Besetzung Deutschlands, bei der meiner Einheit der Aufbau der Presse anvertraut war, lag indes noch in weiter Ferne.

Andererseits wollten es die kriegerischen Ereignisse und die Voraussicht der amerikanischen Armee so, daß uns zu Proben und Generalproben reichlich Gelegenheit geboten wurde: jeder Regisseur würde uns um eine so ausgiebige Probenzeit beneidet haben.

Im Herbst 1944 befreiten unsere Truppen das Großherzogtum Luxemburg. Die fliehenden deutschen Einheiten hatten die Druckerei der Tageszeitung *Luxemburger Wort* und die prächtige Rundfunkstation samt den Radiotürmen von Junglinster in beinahe unversehrtem Zustand zurückgelassen. Ich schlug mein Hauptquartier im Luxemburger Rundfunkhaus auf; die Offiziere meiner Gruppe, unter Colonel Clifford R. Powell (später General und noch später Rechtsanwalt in New Jersey) und Oberstleutnant Sam Rosenbaum (später Rechtsanwalt in Philadelphia), bezogen die Villa eines geflohenen deutschen Bergwerksdirektors in der Rue Brasseur.

Die »schwarze« und die »weiße« Propaganda arbeiteten nun parallel – wobei es vielleicht angebracht ist, die beiden Termini technici zu erklären. Über Radio Luxemburg sprachen wir täglich acht Stunden zu der Wehrmacht und der deutschen Zivilbevölkerung, von der wir ja jetzt nur wenige Kilometer entfernt waren. Da wir unsere Identität offen erklärten – der Sender meldete sich teils unter *Radio Freies Luxemburg*, teils unter *Die Stimme der 12. Heeresgruppe* –, betrieben wir »weiße« Propaganda. Gleichzeitig wurde aber in dem von Militärpolizei hermetisch abgeschlossenen Viertel um die Rue Brasseur ein zweiter Sender errichtet, der nicht von mir, sondern von Major Patrick Dolan (jetzt Chef einer großen amerikanischen Werbeagentur in London) geleitet wurde. Agenten, die allnächtlich die deutsche Grenze überschritten oder durch die deutschen Linien geschleust wurden, kehrten mit den frischesten Informationen aus Deutschland zurück: diese Nachrichten wurden

für die »schwarze« Propaganda verwendet – das heißt, der Sender, nach dem Namen der Villa *Annie* genannt, tarnte sich als ein in Deutschland befindlicher Geheimsender der Widerstands- und Untergrundbewegung. Diese Abteilung arbeitete mit dem berühmt gewordenen *Soldatensender Calais* zusammen, der dem Starreporter Sefton Delmer (später Chefreporter des *Daily Express* und Mitarbeiter des *Spiegel*) unterstand. Die *White boys* und die *Black boys* bekriegten sich unentwegt, da wir, die »Weißen«, die »schwarze« Propaganda für unethisch hielten und erklärten, sie werde auf die Dauer das Ansehen der demokratischen Besatzungsmacht gefährden.

»Feldpost« und »Mitteilungen«

Dann trat ein historisches Ereignis ein, das für alle, die damals meinem Team angehörten, mit den Namen deutscher Kleinstädte verbunden ist – mit Namen, die ich heute auf der Landkarte nur mit Mühe zu finden vermag. Damals waren für uns Kornelimünster, Monschau, Würselen und Stolberg der Mittelpunkt der Welt. Die Engländer, vom Norden vorstoßend, die Amerikaner, die nach schweren Kämpfen Aachen genommen hatten, standen auf deutschem Boden. Bad Nauheim mit seinem *Hotel Bristol* war zwar noch hunderte Kilometer entfernt – existierte es überhaupt? –, aber das Experiment der deutschen Presse im Jahre Null konnte beginnen.

Von einem hervorragenden Team unterstützt, dem, nebenbei, ein einziger geborener Amerikaner angehörte – der Schriftsteller Richard Hanser (jetzt erfolgreicher Fernsehautor an der New Yorker *NBC*) –, rief ich zwei Zeitungen ins Leben, die allerdings beide noch in Luxemburg gedruckt wurden.

Eine davon, die *Feldpost*, erschien in winzigem Format, etwa von der Größe eines heutigen Taschenbuches. Trotzdem han-

delte es sich um eine richtige Zeitung. Neben den neuesten Nachrichten, die das OKW den Landsern vorenthielt – »*Die Festung Kolberg, das letzte deutsche Bollwerk in Pommern östlich der Oder, ist gefallen*« – »*Amerikanische Panzerkolonnen sind von der Mosel aus tief in die deutschen Stellungen eingebrochen*« – »*Am 18. März unterzogen 1300 amerikanische Großbomber Berlin dem schwersten Luftangriff seit Kriegsbeginn*« –, außer nüchternen Frontberichten enthielt die *Feldpost* unter dem Titel *Verbotene Welle* auch allerlei authentische Meldungen aus Deutschland und jeweils ein Zitat aus Hitlers *Mein Kampf*, beispielsweise: »*Wenn durch die Hilfsmittel der Regierungsgewalt ein Volkstum dem Untergang entgegengeführt wird, dann ist die Rebellion eines jeden Angehörigen eines solchen Volkes nicht nur Recht, sondern Pflicht.*« Es gab, darüber hinaus, aber auch eine »Klatschspalte«, die besonders effektiv war, weil sie sich auf die uns gegenüberstehenden Einheiten bezog, unsere Kenntnisse bewies und jeden deutschen Soldaten interessierte. In der sechsten Märznummer 1945 las man, unter anderem: »*Major Krebs und Hauptmann Günther vom 532. Pionierbrückenbataillon sind mit ihrem Leben an der Front verhältnismäßig zufrieden. Es gelang ihnen, ihren zwei Freundinnen aus Metz Stellungen im Bataillon zu beschaffen, so daß es ihnen nie an Gesellschaft fehlt.*« Sogar illustrierte Witze brachte die kleine Zeitung: sie waren politischer Natur und wurden je nach der Mundart der uns gegenüberliegenden Truppen ausgewechselt. Ein Witz hieß: LAATSCH: Was studierst du denn da? BOMMEL: Ein englisches Wörterbuch. LAATSCH: Ja – kannst du denn die Worte »I sörrender« nicht auswendig? BOMMEL: Selbstverständlich. Aber der NSFO will wissen, was »Ich war schon immer gegen die Nazis« auf englisch heißt. Indes wurde die *Feldpost* auf eine höchst seltsame

Weise befördert: sie wurde den »Abonnenten« mittels Artilleriegeschossen zugestellt. Mit anderen Worten: Die jeweiligen Exemplare der *Feldpost* wurden in Artilleriegeschosse verpackt und abgefeuert – wenn die Granate über dem Boden platzte, wurden die Zeitungen in einem verhältnismäßig großen Radius verstreut. Die *Feldpost* war vornehmlich für die gar nicht oder falsch unterrichteten deutschen Soldaten bestimmt; ihre Wirkung sollte sich insbesondere im Dezember 1944 zeigen.

Von ganz anderer Art waren die *Mitteilungen*. Hier handelte es sich um eine zwar nur zwei Seiten starke, im übrigen aber komplette Zeitung in normalem Zeitungsformat. Die Berichterstattung hätte nicht primitiver sein können. Zwei meiner Mitarbeiter fuhren täglich den schmalen Streifen an der belgisch-deutschen und an der luxemburgisch-deutschen Grenze ab, der von Engländern und Amerikanern erobert worden war. Über Feldtelefone oder auch nur, indem sie im Jeep nach Luxemburg zurückeilten, vermittelten sie uns Nachrichten aus den eroberten Ortschaften. Zugleich brachten sie uns jene Mitteilungen, Anordnungen, Weisungen, welche die in den besetzten Gebieten residierenden Militärgouverneure an die deutsche Bevölkerung weitergeben wollten. Die *Mitteilungen* wurden in Luxemburg gedruckt und in Jeeps über die Grenze gebracht. In den meisten Fällen war der eigentliche Erscheinungsort der *Mitteilungen* nicht mehr als zwei Kilometer von den vordersten Kampflinien entfernt. Häufig wurden die Nachrichten unter feindlichem Feuer gesammelt, die Zeitung wurde ebensooft unter Artilleriefeuer verteilt.

Auch heute, mehr als zwanzig Jahre später, will es mir scheinen, daß unserem bescheidenen Presseorgan ein würdiger Platz in der politischen Geschichte und in der Geschichte der Presse gebührt. Städtchen wie Monschau und Kornelimünster waren ein Mikrokosmos im deutschen Makrokosmos. Als ich

zum erstenmal »mein« Gebiet bereiste, begegnete ich allen Repräsentanten und Erscheinungen, die ich später in dem besiegten Land erleben sollte: feigen Opportunisten, die gestern noch Durchhalten über die zwölfte Stunde hinaus gepredigt hatten und nun eifrig ihre Englischkenntnisse hervorkramten, tapferen Widerstandskämpfern, die sich als letzte um unsere Gunst bemühten, unbelehrbaren Nazis, die durch kleinliche Sabotageakte das Unvermeidliche hinauszuschieben suchten, Nationalisten, denen die Vernichtung ihres ausgebluteten Landes gleichgültig war, Patrioten, die den Frieden herbeisehnten. Überall, wo die *Mitteilungen* – natürlich kostenlos – verteilt wurden, folgten uns Meinungsforscher in Uniform auf dem Fuße: sie stellten fest, welche Wirkung die Wahrheit auf eine von der Wahrheit elf Jahre lang abgeschnittene Bevölkerung übte – die Ergebnisse ihrer Beobachtungen sollten für den Aufbau der neuen deutschen Presse von unschätzbarem Wert sein. Von Aachen bis Trier zog sich das interessanteste Testgelände jener Zeit.

Ein musikalischer General

In diese Monate fällt auch eines der amüsantesten meiner bezeichnenden Erlebnisse.

Ich durfte – das sei vorausgeschickt – über meiner Pressearbeit meine Rundfunktätigkeit nicht vergessen. Diese war zum Teil, obwohl als pure Propaganda beabsichtigt, erstaunlich humanitärer Natur. Eines unserer »erfolgreichsten« Programme hieß *Briefe aus der Heimat – Briefe in die Heimat*. Dort, wo sich die Wehrmacht schnell abgesetzt hatte, waren unserer Infanterie ungeöffnete Postsäcke in die Hände gefallen. Prompt wurden sie nach Luxemburg befördert und, ohne Rücksicht auf das Briefgeheimnis, geöffnet – unter anderem

ein ungeahnt klarer Einblick in das Seelenleben des Gegners. Viele dieser Briefe wurden dann über den Rundfunk verlesen, so daß mancher deutsche Soldat die langersehnte Nachricht von seiner Familie über den »Feindsender« erhielt. Gleichzeitig bereiste einer meiner Leute, Sergeant Josef W. Eaton, die Kriegsgefangenenlager; er sammelte die Botschaften der Gefangenen ein: auch diese Lebenszeichen der Landser wurden von *Radio Luxemburg* an die deutschen Familien übermittelt.

Wichtiger war es, daß ich von Zeit zu Zeit Armeewagen in die besetzten Landstreifen Deutschlands sandte, die mit modernen Bandgeräten ausgestattet waren. Meine Reporter interviewten deutsche Bürger, insonderheit Bürgermeister und Beamte, die von der Militärregierung eingesetzt worden waren, um die Deutschen mit der Selbstverwaltung vertraut zu machen. Diese Interviews strahlten wir über *Radio Luxemburg* ins Land – natürlich mit der Absicht, die deutsche Bevölkerung zu beruhigen und die von Dr. Goebbels ausgestreuten Märchen über die Greueltaten der Besatzungsarmee zu zerstreuen.

Von einer solchen Mission in unsere »Musterstadt« Kornelimünster kehrte eines Tages mein Reporter, Sergeant Eaton (heute Professor der Soziologie an der Universität Pittsburgh), nicht zur geplanten Stunde zurück.

Sergeant Eaton, aus Nürnberg stammend, seit seiner Kindheit in Amerika, war ein ungewöhnlicher Mann. Blond und blauäugig, klein von Wuchs und von zartem Körperbau, hochintelligent und vielleicht deshalb der soldatischen Disziplin abhold, besaß mein »Zögling« aus Camp Sharpe eine erstaunliche Fähigkeit, in die schwierigsten Situationen zu geraten. Als er in dieser Nacht um ein Uhr noch nicht wieder in Luxemburg sich gemeldet hatte, schien es mir gewiß, daß er sich zu weit vorgewagt hatte und den Deutschen in die Hände geraten war. Endlich, gegen halb zwei, klingelte das Feldtele-

fon in der Rue Brasseur. Ich vernahm sofort die hohe, diesmal beinahe weinerliche Stimme Eatons:

»Hier Captain Eaton.«

»Sind Sie verrückt, Sergeant?«

»Nein, aber ich bin in Schwierigkeiten, Captain.«

»Was für Schwierigkeiten?«

»Schwierigkeiten mit einem Generalmajor.«

Um Himmels willen, dachte ich – bis jetzt hatte sich Eaton höchstens mit Obersten angelegt.

»Wer ist der Generalmajor?« fragte ich.

»Ein deutscher Generalmajor«, erwiderte er. Und nun endgültig dem Weinen nahe: »Ich habe ihn gefangengenommen. Er will Sie unbedingt sprechen.«

Entgegen allen Vorschriften – die Existenz des Hauses in der Rue Brasseur war, wie gesagt, »geheim« – befahl ich Eaton, den Generalmajor unverzüglich in unser Luxemburger Haus zu bringen.

Der Morgen graute, als der Rundfunkwagen in unseren Hof einfuhr. Vorerst verließ ihn nur Eaton; er stürzte in den Salon, wo Major Dolan und ich warteten. Beileibe, ich hatte nicht schlecht gehört: Sergeant Eaton hatte sich in einen Hauptmann verwandelt. Die Unteroffiziersstreifen hatte er von seinem Hemd entfernt, auf dem Stahlhelm hatte er zwei Hauptmannsstreifen aus Leukoplast angebracht.

Stotternd brachte er seine Geschichte hervor. In Kornelimünster hatte ihm der Militärgouverneur, ein junger Leutnant, mitgeteilt, daß in den Wäldern der Umgebung ein deutscher General sich verborgen halte – dieser habe durch Vermittler die Absicht geäußert, sich gefangenzugeben, doch wünsche er mit einem »deutschsprechenden Offizier« konfrontiert zu werden. Deutsch sprach der Nürnberger Eaton zwar vorzüglich, aber die Offizierswürde mußte er sich erst zulegen.

»Der General ist ein furchtbar netter alter Herr«, meinte Eaton, »wir haben uns richtig angefreundet. Die Enttäuschung, von einem simplen Sergeant gefangengenommen worden zu sein, würde ihn töten.«

Das war ein durchaus menschlicher Standpunkt: wir hießen also den neugebackenen »Captain« Eaton, den General hereinzuführen.

General von Poten, ein grauhaariger Mann von stattlichem Aussehen, war ein überaus kultivierter Offizier der alten Schule, der sogleich erklärte, warum er »Captain« Eaton nach dem Kommandeur von *Radio Luxemburg* gefragt habe. »Der Krieg ist verloren«, sagte er, »die Fortsetzung des ohnedies verbrecherischen Krieges ein Verbrechen am deutschen Volk.« Er habe, fuhr er fort, regelmäßig die Sendungen von *Radio Luxemburg* gehört und wünsche nun seinerseits zu der für eine verlorene Sache kämpfenden Wehrmacht und zu dem irregeführten deutschen Volk zu sprechen.

Ein deutscher General, der das deutsche Volk auffordern wollte, die Waffen niederzulegen — das war nun ein Glücksfall, den wir uns nicht entgehen lassen konnten. Immerhin wollte ich erfahren, was denn den General zu seinem ungewöhnlichen Schritt veranlaßt habe. In dieser Nacht der Überraschungen wollten die Überraschungen nicht abreißen.

»Ich habe musikalische Gründe«, erklärte der Generalmajor.

Der in Österreich geborene Berufsoffizier war mehrere Jahre lang Kommandant der besetzten französischen Festungsstadt Metz gewesen. Dort hatte er ein mildes, an die Franz Josephsche Tradition gemahnendes Regime geführt. Ein begeisterter Musikliebhaber und Ehemann einer bekannten Harfenspielerin, veranstaltete der General allsonntäglich Platzkonzerte. Eines Sonntags, als er sich gerade in altösterreichischer Art wie der Landesvater zum Konzert begab, traf Generalfeldmarschall

Keitel, Hitlers »Lakeitel«, mit einigen Stabsoffizieren zu einer unangemeldeten Inspektion in Metz ein. Zum Unglück unseres Gefangenen geriet Keitel ein Programm des Konzertes in die Hände, und er, oder einer seiner kunstbeflissenen Offiziere, stellte fest, daß an diesem Sonntag die Werke von zwei Juden, Meyerbeer und Halévy, gespielt wurden. General von Poten wurde in den Ruhestand versetzt, bezog sein Waldhäuschen in der Nähe der belgischen Grenze und wartete auf die Alliierten. »Denn«, so sagte er, »ein Land, das Meyerbeer verbietet, kämpft für eine schlechte Sache.«

Wir brachten den General in unserem Haus *Annie* in der Rue Brasseur bequem unter. Er schlief in einem Zimmer mit Eaton, der sich allabendlich, nach der Heimkehr aus dem Rundfunkhaus, in einen Hauptmann verwandelte. Tagsüber spielte der General Schach mit einem unserer Agenten, der im Zivilleben zu Amerikas Amateurschachmeistern gehört hatte. Am Abend mußte sich der Agent entschuldigen, er hatte dringend zu spionieren. Das Narrenschiff segelte, wie man zugeben wird, mit mindestens dreißig Knoten.

Aber das Ende war noch nicht da. Nachdem der General zwei Wochen lang zum deutschen Volk gesprochen hatte, wurde ich von meinem unmittelbaren Vorgesetzten, Oberst Powell, mit der Mitteilung geweckt, daß wir samt und sonders bald im Militärgefängnis landen würden. Eaton hatte General von Poten in jenem Kampfgebiet »gefangengenommen«, das der 3. Armee des keineswegs humorvollen Panzergenerals George Patton jr. – seines preußischen Wesens halber just General »von Patton« genannt – »gehörte«. Erstens hatte ein Unteroffizier der 12. Heeresgruppe in diesem Gebiet nichts zu suchen, auf keinen Fall aber hatte er im Jagdrevier Pattons Generale zu erlegen. Außerdem hatten wir kein Recht, einen deutschen General als unseren persönlichen Gefangenen zu betrachten.

»Ehe uns Patton auf unsere Schliche kommt«, meinte Powell, »müssen wir den General in Pattons Gebiet zurückschmuggeln.«

»Wie soll ich das bewerkstelligen?«

»Das ist Ihre Sache.«

In bester militärischer Tradition, wonach man die Verantwortung schnell nach unten abschiebt, befahl ich Eaton, den Gefangenen loszuwerden. Damit begann eine einzigartige Groteske.

Unter einem Vorwand verlud Eaton den uns liebgewordenen Hausgenossen in einen Ambulanzwagen und brachte ihn in einen Wald an der Grenze. Dort schlug er ihm einen »Erholungsspaziergang« vor, der dem lufthungrigen Gefangenen willkommen sein mußte. Als sie tief genug in den Wald eingedrungen waren, machte der bewaffnete Eaton kehrt und lief, so schnell ihn seine kurzen Beine trugen, zum wartenden Sanitätsauto zurück. Am nächsten Tag nahm die hierzu einzig »berechtigte« 3. Armee General von Poten »offiziell« gefangen. Ich möchte die Episode – eine der vielen auf dem Wege zu der entscheidenden Stunde – als »historisch« bezeichnen. Zweifellos hat es sich nie vorher ereignet, daß ein Wärter seinem Gefangenen, noch dazu einem Generalmajor, davongelaufen ist.

Wenige Tage nach diesem Abenteuer erhielt ich den Befehl, mich unverzüglich nach Paris zu begeben. In einer Nebenstraße der Champs Elysées sollte ich mich im Hauptquartier der Psychologischen Kriegführung bei deren oberstem Kommandeur, General Robert A. McClure, melden.

Wenn das Wort »Brain-trust« je berechtigt war: hier, in dem dreistöckigen Bürohaus an den Champs Elysées war er versammelt. Selbst der amerikanische Staat wäre wohl zu arm gewesen, um die Kapazitäten zu bezahlen, die von hier aus – frei-

willig und ohne Lohn – die öffentliche Meinung Deutschlands zu lenken sich anschickten. Es genügt, wenn ich die drei Stellvertreter des Brigadiers nenne – William S. Paley, bis dahin und nach Beendigung des Krieges Präsident der Rundfunkstationen *CBS*; C. D. Jackson, Präsident des Zeitungskönigreiches *Life and Time*, Herausgeber von *Fortune*; und schließlich, aber nicht zuletzt, Universitätsprofessor Richard H. R. Crossman, später Labour-Abgeordneter von Coventry und heute britischer Wohnungsbauminister Ihrer Majestät.

Mein bester Freund im Hauptquartier, Major Martin Hertz (jetzt US-Geschäftsträger in Teheran), führte mich sofort zu C. D. Jackson.

»Habe«, sagte dieser, »es ist soweit. Sie haben vierundzwanzig Stunden, um dem General Ihren Plan zum Aufbau der deutschen Presse vorzulegen. Sie müssen auch sagen, wen Sie nach Bad Nauheim, Ihrem neuen Hauptquartier, mitnehmen wollen. Wir selbst werden, sobald das möglich ist, in *Ritters Park-Hotel*, Bad Homburg, unser Quartier aufschlagen.«

»C. D.«, sagte ich – wir nannten ihn mit den Initialen seines Vornamens –, »die scheinen im Pentagon an einem neuen Baedeker zu arbeiten.«

Aber während der Hotelführer sich nicht geirrt hatte, hatte sich der Generalstab geirrt. Es war noch nicht soweit.

Zweites Kapitel

ABENTEUER IN LUXEMBURG

Die Konferenz bei General McClure, vierundzwanzig Stunden später, verlief stürmisch und war für die Zukunft der deutschen Presse von nicht geringer Bedeutung.

Amerika, die westliche Welt will heute nichts davon wissen, wie tief damals, ein halbes Jahr vor dem Ende des Krieges in Europa, das »Morgenthau-Denken« verwurzelt war. Als ich General McClure, einem kleinen, rotwangigen, energischen Berufsoffizier, den der Zufall an die Spitze des Informationswesens gespült hatte, meinen Plan für den Aufbau der deutschen Presse vortrug, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen. Noch ging es nicht um den Inhalt der Zeitungen, nicht um ihre Politik, nicht um die sogenannte »Umerziehung«: es ging bloß um die Form der künftigen Presse. Ich hatte verschiedene Zeitungstypen geplant, doch um wirkliche Zeitungen sollte es sich in jedem Fall handeln: Es waren Leitartikel, Reportagen, Feuilletons, es war ein Wirtschafts- und sogar ein Sportteil vorgesehen, Leserbriefen sollte ein weiter Platz eingeräumt werden, vor allem aber sollten den Deutschen endlich die Fenster zur Welt geöffnet werden.

»Wir wollen Mitteilungen und Richtlinien veröffentlichen, sonst nichts«, erklärte der General. »Die Deutschen brauchen sich keine eigene Meinung zu bilden – *the Germans have to be told.*«

»Herr General«, wandte ich ein, »– die Deutschen sind ein Kulturvolk, trotz allem.«

»Die Deutschen haben aufgehört, ein Kulturvolk zu sein.«

»Die Presse«, versuchte ich, »gehört nicht zum *Show-business*. Wir tragen mit besseren Zeitungen nicht zur Belustigung der Deutschen bei, wie wir sie andererseits nicht bestrafen, wenn wir ihnen Informationen vorenthalten. Wir planen, soviel ich weiß, die zerstörten Wasserleitungen herzustellen – Zeitungen sind so notwendig wie Wasser.«

Ich hätte mich gegen den aufrechten, aber engstirnigen Mann nie durchzusetzen vermocht, hätte ich nicht in dem Politiker Crossman, dem Rundfunkexperten Paley und dem Publizisten Jackson Verbündete gefunden.

Unerziehbarkeit und Umerziehbarkeit

Hier zeigte sich mir zum erstenmal ein Phänomen der Besatzungspolitik, dem ich noch oft begegnen sollte. Heute, da sich das Tempo der Geschichtsfälschung dem schnellen Gang des Geschehens angepaßt hat, heißt es allgemein, es hätte unter den maßgebenden Männern, welche die Besatzungspolitik formten, »Pro-Deutsche« und »Anti-Deutsche« gegeben. Als »anti-deutsch« gilt heute, wer damals für die Umerziehung eintrat. In Wirklichkeit war niemand »pro-deutsch«, am allerwenigsten die Generalität. Zwei Gruppen gab es wohl – nämlich jene, die an die »Umerziehbarkeit« des deutschen Volkes glaubten, und jene, die von der »Unerziehbarkeit« der Deutschen überzeugt waren. Will man daher das Wort »pro-deutsch« überhaupt gebrauchen, dann kann es nur auf die »Umerzieher« angewandt werden.

Die Frage der Kollektivschuld – denn darauf kam es an – war ein halbes Jahr vor der Kapitulation Deutschlands kein theoretisches, es war ein ausschließlich praktisches Problem. Der Fachmann stand dem Militär gegenüber. Ob Fach-

leute wie Crossman, Paley und Jackson von der Kollektivschuld überzeugt waren oder nicht — sie waren auch untereinander verschiedener Ansichten —, spielte keine entscheidende Rolle. Die Fachleute waren sich einig, daß Deutschland, einmal besetzt, aufgebaut werden mußte. Die Idee, den »Frieden zu gewinnen«, war den Militärs fremd. Sie bildeten sich keine eigene Meinung; sie waren bereit, alle Befehle Washingtons bedingungslos auszuführen. Für das Pentagon aber, das seinerseits noch keineswegs bereit war, die Lenkung der Geschicke dem State Department zu überlassen, war Deutschland der Mond — eine luftlose und unbewohnte Kraterlandschaft. Zwar hatten mehr oder weniger kluge Männer im Außenministerium einen »Plan für Deutschland« ersonnen — beziehungsweise deren viele —, aber dieser Flug ins All wurde nicht vom Boden aus gelenkt. Die Astronauten taten, was sie für richtig hielten. Bis zum Ausbruch des Kalten Krieges war ein Mann wie General Lucius Clay überaus stolz, kein Wort Deutsch gelernt zu haben — nur Männer, welche die Simplifikation der Kollektivschuld ohne weiteres akzeptiert hatten, konnten sich später leichten Herzens zu der Vereinfachung der Kollektivunschuld bekennen.

Die Konferenz in Paris endete, wenn auch nicht mit einem leeren 0 : 0, so doch mit einem sportlichen Unentschieden. Ich sollte, sobald eine deutsche Großstadt besetzt war, die erste Zeitung nach bestem Wissen und Gewissen gründen; der »Generalstab« sollte sich dann wieder zusammensetzen, um über Gelingen oder Mißerfolg des Experiments zu entscheiden.

Kaum war ich nach Luxemburg zurückgekehrt, als die Wehrmacht alle unsere Berechnungen durchkreuzte.

Am Morgen des 16. Dezember weckte mich Sergeant Peter Wyden (heute Chefredakteur im Curtis-Verlag, New York) mit der Mitteilung, daß die Deutschen zwanzig Kilometer vor

Luxemburg stünden, ja auf einen halben Kilometer an die Sendetürme von Junglinster vorgedrungen seien.

»Sie haben in einer Nacht vierzig Kilometer Grund und Boden erobert«, meldete er, »— wir haben schwere Verluste erlitten. Die Offensive wird von Generalfeldmarschall Rundstedt gelenkt, uns gegenüber stehen die Panzer des SS-Generals Sepp Dietrich. Von den Deutschen trennen uns nur ein paar in Eile an die Front geworfene Köche und M.P.'s.«

Eine halbe Stunde später wurde ich in das Gebäude der Luxemburger Postsparkasse befohlen, wo der Befehlshaber der 12. Heeresgruppe, General Omar N. Bradley, residierte. Wir waren etwa vierzig Offiziere im *Briefing-room*, wo die strategische Landkarte fast eine ganze Wand einnahm. Die Stimmung war gedrückt. Die Dezembernebel hingen so dicht vor den Fenstern, daß man die Pont Adolph nicht sehen konnte. Jede Hoffnung, daß die britisch-amerikanische Luftwaffe aufsteigen und den deutschen Vormarsch aufhalten würde, schien geschwunden.

Kurz nachdem General Bradley begonnen hatte, die durch die deutsche Überraschungsoffensive in den Ardennen entstandene Lage zu erklären, traf auch General Eisenhower ein. Er trug eine kurze, pelzgefütterte Windjacke. Sein Gesicht war gerötet, aber er zeigte keine Sorge. Im übrigen begnügte er sich damit, dem Lagebericht seines Heeresgruppen-Kommandeurs kopfnickend zuzustimmen.

General Bradley erklärte, daß sich die deutsche »Verzweiflungsoffensive« rapid in Richtung Lüttich entwickle. Einzelne deutsche Einheiten versuchten gleichzeitig, in Richtung Verdun vorzustoßen. »Sie werden«, sagte Bradley mit der Ruhe eines theoretisierenden Universitätsprofessors und mit der Kühnheit einer Wahrsagerin, »die Stadt Luxemburg aussparen. Die deutschen Panzer rollen mit ihrem letzten Ben-

zin. Ihr Ziel sind unsere Öl- und Benzindepots in Lüttich. Der deutsche Generalstab kann den Krieg nur mit unserem Brennstoff fortsetzen. An dem strategisch bedeutungslosen Luxemburg haben die Deutschen kein Interesse.«

Das klang um so überzeugender, als Bradley mit seinem Stab in Luxemburg zu bleiben gedachte. Andererseits stiegen jedoch Zweifel in mir auf, als ich erfuhr, daß in den nächsten Stunden fast das ganze Militärpersonal evakuiert werden würde.

Ich setzte mich unmittelbar nach der Besprechung mit meinen Vorgesetzten, Oberst Powell und Oberstleutnant Rosenbaum, in Verbindung. Dann ließ ich mich bei Bradley melden.

Während ich im Zimmer seines Adjutanten, Major Mason, wartete, ereignete sich eine jener Grotesken, ohne die jeder Krieg vollends unerträglich wäre. Ich glaubte zuerst, nicht richtig gehört zu haben, als ich minutenlang nichts als den Namen – Marlene Dietrich vernahm. Dann stellte sich heraus, was geschehen war.

Marlene hatte am Abend vorher für die Soldaten der Garnison Luxemburg gesungen. Während die deutschen Einheiten aus dem Raum Trier zum nächtlichen Angriff antraten, saß die tapfere Ex-Berlinerin schon wieder im Jeep, um sich zu einer vorgeschobenen Einheit bringen zu lassen. Die Frontlinie befand sich jetzt in solcher Unordnung, daß man fürchtete, Marlene würde mitten in die deutsche Panzeroffensive geraten und möglicherweise in die Hände der Waffen-SS fallen. Für einige Stunden, bis es nämlich gelang, Marlene zu finden, stand der Krieg still. Man kümmerte sich im Gebäude der Luxemburger Postsparkasse vornehmlich um das Schicksal des Stars.

Endlich empfing mich der General.

Ich hatte eine backfischhafte Verehrung für den leisen, hoch-

gebildeten, professoralen Mann, einen der wenigen großen Mathematiker der Kriegführung. Während mich Bradley durch seine ungefaßte Brille aufmerksam musterte, brachte ich zögernd mein Anliegen vor.

Das Luxemburger Rundfunkhaus, sagte ich, sei bis unters Dach mit geheimem Material gefüllt. Wenn wir das Material verpacken, abtransportieren und später von neuem ordnen müßten, würde die Frontpropaganda erst in Wochen, vielleicht erst in Monaten wieder in Schwung kommen. Überdies würden die Luxemburger in eine Panik verfallen, wenn sie erführen, daß wir Radio Luxemburg geräumt hätten.

Bradley zögerte nie; er zögerte auch diesmal nicht.

»Wieviel Leute brauchen Sie?« fragte er.

»Mindestens zehn.«

»Wenn Sie zehn Freiwillige finden, können Sie bleiben.«

Deutsche in amerikanischer Uniform

Hier ist es wohl an der Zeit, den deutschen Emigranten in der amerikanischen Armee meine Reverenz zu bezeugen. Daß einige »echte« Amerikaner bei uns blieben, mag selbstverständlich sein, aber die von mir befehligte Einheit bestand fast ausschließlich aus ehemaligen Deutschen und Österreichern: das Schicksal, das sie bei einer Gefangennahme durch Sepp Dietrichs Mannen erwartet hätte, ist kaum auszudenken. Dennoch hatte ich es nur insofern schwer, als ich eine Wahl treffen mußte: kein einziger meiner Leute wollte Luxemburg verlassen. Ich wählte neun aus. Und obwohl einer von ihnen, der Dichter Stefan Heym, nach dem Krieg in seine Chemnitzer Heimat zurückkehrte und, der DDR verschrieben, den Bronze-Star zurückgeschickt hat, bedauere ich es nicht, ihm diese Tapferkeitsauszeichnung an die Brust geheftet zu haben.

Daß wir in Luxemburg blieben, erwies sich als wertvoll, doch scheint mir nur ein auch heute gültiges Beispiel der Aufzeichnung wert.

Zwei Tage vor Weihnachten – der Himmel trug immer noch einen Trauerflor – erschienen Major Hertz und »Dick« Crossman in Luxemburg. Wir sollten über ein Flugblatt beschließen, das unsere Luftwaffe, sobald es das Wetter wieder erlaubte, über den deutschen Linien abwerfen würde.

Dieses Flugblatt – das geistige Eigentum des gegenwärtigen britischen Ministers Crossman – wurde, neben dem berühmten »*Passierschein*«, zu der erfolgreichsten Propagandamaßnahme des Zweiten Weltkrieges.

Psychologische Kriegführung ist, der Artillerie ähnlich, eine offensive Waffe. Das Leitprinzip der Kriegspropaganda besteht darin, die Moral des Feindes zu untergraben, das heißt, ihn zu überzeugen, daß der Krieg, oder zumindest die Schlacht, für ihn verloren ist. Die Moral eines vorwärtsmarschierenden Feindes untergraben zu wollen, ist ein sinnloses Beginnen, da ja der Soldat der siegreichen Armee sich auch dann nicht ergeben könnte, wenn er das aus irgendeinem Grund zu tun entschlossen wäre.

Crossman gelang es, eine offensive Waffe der Defensive dienstbar zu machen. Wir verfaßten ein Flugblatt, das auf der einen Seite eine Landkarte zeigte. Hier war der deutsche Vormarsch genau so eingezeichnet, wie er sich ereignet hatte; dicke Pfeile deuteten überdies an, in welcher Richtung die Wehrmacht vorzustoßen gedachte. Die Zeichnung entsprach dem Rundstedt-Plan, den Bradley – Strategie ist eine Wissenschaft – »nach-gedacht« hatte. Auf der anderen, der Textseite des Flugblattes, zollten wir dem deutschen Überraschungsmanöver und der Tapferkeit der deutschen Soldaten Tribut. Wir sagten allerdings auch, der Wahrheit entsprechend, daß

die letzten Benzinvorräte der Wehrmacht erschöpft seien, daß sie also Lüttich unbedingt erreichen müsse – sonst sei der Krieg für Deutschland verloren.

Das Flugblatt war das, was die Militärwissenschaft *calculated risk* nennt; es war eine Spekulation auf lange Sicht.

Wie es um dieses *Leaflet* und unsere Propaganda damals bestellt war, ergibt sich aus einem Artikel, den ich in der Weihnachtsnummer der *Neuen Zeitung* 1945 veröffentlichte; dort hieß es: »*Wenn man heute die Flugblätter liest, die damals in den Weihnachtstagen 1944 abgeworfen wurden, wenn man durch die Manuskripte der Rundfunkvorträge eines Oberst Tompson, Linley Frazers oder Peter Andersons blättert, dann sieht man den Unterschied zwischen der Propaganda des Nationalsozialismus und den dauernden, auf simple Tatsachen gestützten Warnungen der Alliierten ... Wenn die Wehrmacht und die deutsche Zivilbevölkerung damals mutig gelesen und gehört, vor allem aber mutig aus dem Gehörten und Gelesenen die Schlußfolgerungen gezogen hätten, dann gäbe es heute in den Ardennen nicht die vielen Tausende deutscher und alliierter Soldatengräber ... Wie damals, genau vor einem Jahr, bedeckt auch heute schwerer Schnee den Ardennenwald. Die pietätvolle Erinnerung an jene, die unter diesem Schnee begraben liegen – in gleicher Weise pietätvoll, ob sie nun jenen gilt, die für eine gerechte Sache gestorben sind, oder jenen, die für eine Wahnvorstellung gefallen sind –, muß sich zum Heile kommender Generationen mit der Erkenntnis der wahren Zusammenhänge paaren ... Den deutschen Soldaten, die gefallen sind, ist kein Dienst der Pietät erwiesen, indem man hinwegtäuscht über den gigantischen Betrug, dessen Opfer und – dessen Werkzeug sie wurden.*«

Crossmans Flugblatt unter dem Titel *Das war der Plan* beruhte durchaus auf Tatsachen, wie schon der Text auf der

Landkarte zeigt: »*Die untenstehende Landkarte veranschaulicht den Durchbruchsplan des Oberkommandos West. Sie zeigt die deutschen Zielsetzungen. Was die Karte nicht zeigt, ist, wo sich die alliierten Panzerarmeen befinden.*«

Das Unbehagen im belagerten Luxemburg war groß. Wir verschanzten uns im Rundfunkhaus, das wir ironisch die »Rosenbaum-Linie« nannten – der gute Oberstleutnant Rosenbaum hatte befohlen, vor dem Tor ein Maschinengewehr aufzustellen, das allerdings die Panzerarmee Sepp Dietrichs schwerlich aufgehalten hätte. In der marmornen Vorhalle des Funkhauses hatte ich unsere geheimen Informationen zu Papierbergen aufstapeln lassen; rundherum wurden offene Benzinkanister gruppiert. Sollten die Deutschen – so war unser Plan – die Station überrennen, würden wir Handgranaten ins Benzin werfen und so das gesamte Material unserer Propaganda in Flammen aufgehen lassen.

Das Unbehagen wuchs, als wir erfuhren, daß die Deutschen Fallschirmjäger in amerikanischer Uniform, ja sogar »amerikanische« Jeeps über Luxemburg abgeworfen hatten – »Unternehmen Greif«. Diese letzte große Aktion der deutschen Abwehr nannten wir unsererseits die »Aktion von der Heydte«, und ein kürzlich in der Zürcher *Weltwoche* veröffentlichter Artikel weist darauf hin, daß der aus der Spiegel-Affäre sattsam bekannte Brigadegeneral Friedrich von der Heydte mit dem Fallschirmjägerkommandeur identisch ist, der im Raum des »Unternehmens Greif« mit regulären Truppen eingesetzt war.

Alle hier abgeworfenen deutschen Fallschirmjäger – vermutlich ehemalige Deutsch-Amerikaner – sprachen perfekt und akzentfrei englisch, besaßen täuschend gefälschte amerikanische Militärpapiere und hätten Verwirrung, ja unermeßlichen Schaden anrichten können. Ich selbst wurde beinahe

— »du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas« — ein Opfer dieser dem Kriegsgesetz widersprechenden, aber von der modernen Kriegführung längst akzeptierten Aktion.

In der Nähe des Funkhauses befand sich ein Wohnhaus, in dem wir etwa ein Dutzend deutsche Kriegsgefangene untergebracht hatten: es waren Soldaten und Offiziere, die bereit waren, über den Rundfunk zu ihren Landsleuten zu sprechen. Nach einer solchen Sendung eskortierte einer meiner Leute, der aus Wien stammende Rechtsanwalt Brandstätter, Sergeant Otto Brand, einen deutschen Leutnant ins »Gefangenen-Haus« zurück. Freundlich und gemütlich, wie sie es gewohnt waren, unterhielten sich die beiden in deutscher Sprache. Das blieb bei der durch die Nachricht vom Abwurf deutscher Fallschirmjäger nervös gewordenen Luxemburger Zivilbevölkerung nicht unbeachtet. Im Stadtpark, den sie plaudernd durchquerten, wurden die beiden von Zivilisten »umzingelt«. Kurz darauf tauchten auch einige amerikanische Panzerjäger auf, die zurückgeblieben waren, um den Polizeidienst zu versehen. Diese harten Jungen nahmen den deutschen Offizier und den amerikanischen Sergeant kurzerhand fest.

Um ein Haar wäre es das Ende des liebenswerten, kahlköpfigen Advokaten aus Wien geworden. Während die Amerikaner Kriegsgefangene im allgemeinen mehr als korrekt behandelten, hatten die Panzerjäger Weisung, deutsche Spione in amerikanischer Uniform *»on sight«* zu erschießen. Paradoxer- oder vielleicht nicht gar so paradoxerweise erklärten sie den aufgebrachten Luxemburgern, daß sie den deutschen Leutnant, einen ehrlichen Mann, schonen wollten: den gemeinen deutschen »Spion« in amerikanischer Uniform dagegen würden sie unverzüglich an den nächsten Baum stellen. Das widersprach nicht dem Kriegsgesetz, und widersprach ihm um so weniger, als mein guter Dr. Brandstätter kein fehlerfreies

Englisch sprach und zu allem Überfluß auch noch ein erbeutetes deutsches Gewehr geschultert hatte.

Mitten im winterlichen Park wurde der Sergeant einem hochnotpeinlichen Verhör unterzogen. Die M.P.'s hatten, des Fallschirmjäger-Alarms wegen, Weisung, Legitimationen nicht zu akzeptieren, sondern verdächtigen Personen schwierige Fragen zu stellen, die wohl nur ein »echter« Amerikaner hätte beantworten können. Sechs Fragen – beispielsweise, was *Dr. Pepper* bedeutete: es bedeutet ein weniger bekanntes Getränk von der *Coca-Cola*-Sorte – vermochte der unglückliche Neu-Amerikaner nicht zu beantworten. Erst als er gefragt wurde, was man unter *»tough shit«* verstehe, hellte sich sein Gesicht auf: er war lang genug in der Armee, um zu wissen, daß »harte Scheiße« der waschechte G.I.-Ausdruck für »Pech« war. So wurde das Pech Sergeant Brand zum Glück, und die Panzerjäger beschlossen, ihn nicht gleich zu erschießen, sondern auf den nächsten Gefechtsstand zu bringen.

Unterdessen war die Kunde von dem Zwischenfall zu mir gedrungen, und ich hatte mich zum Kommandeur der Panzerjäger begeben, um Otto Brand zu befreien. Ich hatte nicht mit der Stimmung in der Hauptstadt des Großherzogtums gerechnet. Auf meine Erklärung, es handle sich um einen »meiner Leute«, reagierte der junge Hauptmann mit argwöhnischer Ironie:

»Und wer, wenn ich fragen darf, sind Sie?«

Ich wies meine Papiere vor.

Der Hauptmann, dem schon mein ausländischer Akzent nicht hatte gefallen wollen, lächelte: »Ich habe die Deutschen überschätzt. Das ist eine miserable Fälschung.«

Nur mit äußerster Mühe konnte ich ihn überreden, meinen Vorgesetzten, Colonel Powell, ans Feldtelefon zu bitten. Lächelnd kehrte der Hauptmann von seinem Gespräch zurück.

»Entschuldigen Sie, Captain«, sagte er, »– Sie können gehen.«

»Wieso haben Sie mich identifiziert?« Nun war ich meiner Sache sicher, nun wollte ich dem Mann seine Leichtfertigkeit nachweisen. »Der Colonel hat mich doch gar nicht gesehen.«

»Sie sind entlassen.« Der Hauptmann hatte offenbar genug von den Passagieren des Narrenschiffs.

Erst im Funkhaus erfuhr ich, wie nützlich unmilitärisches Verhalten zuweilen doch sein kann. Ich hatte mich vom Anbeginn meiner militärischen Laufbahn geweigert, mir einen »militärischen« Haarschnitt zuzulegen. Ebenso trug ich den Stahlhelm nur im äußersten Notfall, da dieser, so heißt es, dem Haarwuchs nicht bekömmlich sei. Oberst Powell hatte den Panzerjäger-Captain gefragt, ob der Mann, der sich als Captain Habe ausgibt, einen Stahlhelm trage. »Nein, er hat keinen Stahlhelm.« – »Hat er lächerlich lange Haare?« hatte der Colonel daraufhin sich erkundigt. »Absolut lächerlich«, hatte der Hauptmann mit einem Blick auf mich geantwortet. »Zum Teufel – dann lassen Sie ihn gehen«, hatte der Oberst befohlen. So war ich einwandfrei identifiziert und konnte mit meinem befreiten Unteroffizier in die »Rosenbaum-Linie« zurückkehren.

Wir nahmen die Arbeit wieder auf und warteten auf den Tag, an dem wir überprüfen konnten, ob das »kalkulierte Risiko« unseres »defensiven« Flugblattes Früchte tragen würde.

Pornographie und Propaganda

Am Morgen des 28. Dezember zerriß die Wolkendecke, die zwölf Tage lang über der Westfront gelastet und jede Operation der alliierten Luftwaffe verhindert hatte. Ein kristallklar

blauer Winterhimmel wölbte sich über dem Großherzogtum. Freilich: um zwölf Uhr mittags verfinsterte sich der Himmel wieder, doch war es eine Verfinsterung, um die wir in zwölf schlaflosen Nächten gebetet hatten. Hunderte von englischen und amerikanischen Bombern, Kampfflugzeugen und Jägern flogen über Luxemburg ostwärts. Zwanzig Kilometer südöstlich von Lüttich war die deutsche Offensive in Schlamm, Blut und Eis steckengeblieben; nordöstlich von uns wurde Bastogne, das unter General McAuliff ausgehalten hatte, von den aus dem Süden herbeigeeilten Panzern General Pattons entsetzt. Unter den ersten Maschinen, die von London aufstiegen, waren auch jene, die vier Millionen Exemplare des Crossmanschen Flugblattes mit sich führten.

In den Ardennen gab es kaum einen Landser, der nicht ein solches *Leaflet* zu Gesicht bekommen hätte. Jeder deutsche Soldat, der eines unserer Flugblätter in der Hand hielt, konnte sich aus eigener Erfahrung überzeugen, daß die Alliierten die Wahrheit gesagt hatten. *»Eure Panzer haben keinen Rückwärtsgang«*, so lautete der alliierte *Slogan*: als Feldmarschall Rundstedt zum Rückzug blies, mußten sich die Landser nur an unser Flugblatt erinnern, um mit Sicherheit festzustellen, daß der »Sprit« der deutschen Armee nicht genügen würde, um die abgeschriebenen Einheiten in die Heimat zurückzuführen. Unsere in Eile errichteten Kriegsgefangenenlager reichten nicht aus, um die kapitulierenden deutschen Truppen aufzunehmen.

Psychological Warfare ist aber nicht nur eine defensive, sie ist auch eine gefährliche Waffe, die niemals Dilettanten anvertraut werden dürfte. Auch dafür habe ich in Luxemburg ein überzeugendes Beispiel erhalten.

In diesen Tagen bekam ich Besuch von drei sowjetischen Offizieren, die im Großherzogtum eingetroffen waren, um un-

sere Propagandamethoden zu studieren. Mit einer an Naivität grenzenden Treuherzigkeit war ich von Paris angewiesen worden, die Verbündeten in alle Geheimnisse unserer Propaganda einzuweihen. Aber auch die russischen »Kollegen« — einer von ihnen war ein Balte, der fließend deutsch sprach — ließen sich nicht lumpen. Sie hatten als Gastgeschenk ein riesiges Album mitgebracht, in dem sich die wichtigsten Flugblätter der Sowjets befanden. Dilettantischeres auf diesem Gebiet habe ich nie gesehen. Zu einem Teil bestanden die Flugblätter aus politischen Manifesten. Da sollten die deutschen Soldaten mit dem Argument, daß die Sowjetunion das Paradies der Bauern und Arbeiter sei, daß Stalin schlechthin das Vaterbild repräsentiere, daß es Hitler nur darum gehe, die arbeitende Bevölkerung auszubeuten, zum Überlaufen bewogen werden. Den Soldaten, der frierend im Dreck liegt, lassen solche Leitartikel noch kälter als ihm ohnedies schon ist. Wir haben in unserer gesamten Frontpropaganda kein einziges Mal ein weltanschauliches Schlagwort gebraucht, dafür aber den uns gegenüberliegenden Einheiten mitgeteilt, daß, beispielsweise, die aus dem Wehrkreis Paderborn abgesandten Schuhe von einem Bombenangriff vernichtet worden seien und nie eintreffen würden. Der zweite Teil des Albums, das ich in meinem Luxemburger Büro durchblätterte, war schon amüsanter — zumindest hätte er einen pornographiebegeisterten älteren Herrn erfreut. Der Tenor dieser zum Teil aufs vulgärste illustrierten Flugblätter ist auf einen Nenner zu bringen: Während Du, Landser, hier verreckst, schlafen die »Etappenschweine« mit Deiner Frau, Deiner Geliebten. Dieser Sex-Appell an die Männlichkeit sprach die Männlichkeit tatsächlich an — im umgekehrten Sinn der sowjetischen Absichten. Selbst jene wenigen, die glaubten, was der Feind sagte, griffen mit doppeltem Eifer nach den Waffen: weder an ihren Geliebten noch an den »Etappenschweinen«,

sondern an den Verleumdern ihrer Frauen wollten sie sich zunächst rächen. Ich konnte die russischen Offiziere nicht überzeugen, daß ihre marxistisch-pornographische Psychologische Kriegführung den primitivsten psychologischen Erkenntnissen widersprach. Sie argumentierten, daß die Deutschen mit ähnlichen Methoden operierten. Es war richtig – und ein verfehlter Beweis.

Unterdessen war die Ardennen-Offensive zusammengebrochen. In der Silvesternacht versammelten wir uns im Zimmer des Sergeant Jules Bond – der frühere Redakteur des Wiener *Telegraf* (er arbeitete später bei der *Voice of America* in New York) war ein ausgezeichneter Koch. Indes waren wir nicht des kulinarischen Genusses halber gekommen, sondern um die Neujahrsrede Adolf Hitlers im Rundfunk zu hören. Als der »Führer« geendet hatte, meinte Peter Wyden:

»Wir können uns endlich auf das *Hotel Bristol* vorbereiten.«

Diesmal war es keine vage Prophezeiung.

Am 7. März 1945 fand die 9. Panzerdivision des 3. Korps der 1. Armee die Ludendorff-Brücke über den Rhein in unversehrtem Zustand vor. Fünf Divisionen unter Omar N. Bradley überschritten den deutschen Schicksalsstrom. Kurz darauf wurde der westliche Teil der Stadt Köln von den Deutschen geräumt. Ich erhielt den Auftrag, in Köln die erste deutsche Zeitung nach dem Krieg ins Leben zu rufen.

Es war – ich muß es gestehen – nicht die erste demokratische Zeitung auf deutschem Boden. Das waren die *Aachener Nachrichten* gewesen – und hier ist wohl eine kleine Abschweifung am Platze.

Während die Amerikaner davon überzeugt waren, daß Deutschland am amerikanischen Wesen genesen müsse, hatten die Engländer ihre eigenen Ansichten über die deutsche Presse im Jahre Null. Daß man das besetzte Land keinen Tag lang

ohne Zeitungen lassen könne, war auch den Engländern klar, aber in den Methoden, die man anwenden sollte, waren sich Engländer und Amerikaner vollkommen uneinig. Lange bevor sie überhaupt europäischen Boden betreten hatten, hatten die Amerikaner eine »amerikanische Presse für die deutsche Bevölkerung« geplant; die Zeitungen sollten so lange in amerikanischen Händen bleiben, bis es den »Lizenzierungs-Teams« gelingen würde, politisch saubere und publizistisch tüchtige deutsche Herausgeber zu finden. Der ganze Unterschied zwischen amerikanischer Theorie und europäischer Praxis wird offenbar, wenn man bedenkt, daß die Engländer, die doch unter dem »deutschen Krieg« viel mehr gelitten hatten als die Amerikaner, ihren Feinden dennoch mit viel größerem Vertrauen begegneten. Feinde waren die Deutschen, aber Engländer wie Deutsche waren Europäer. Die Briten waren sicher, sozusagen schon am ersten Tage verläßliche deutsche Zeitungsleute finden zu können: ihre Presseoffiziere sollten diese nur aussuchen, lenken, beraten, deren Eignung in der Praxis prüfen – die Engländer selbst wollten keine Zeitung »machen«.

Beide Methoden hatten ihre Vorteile und ihre Schwächen. Zweifellos haben sich die Engländer durch die »Vorschußlorbeeren«, mit denen sie deutsche Herausgeber überhäuften, populärer gemacht – ihre ehemaligen Presseoffiziere tragen bis heute nicht das Odium der »Umerzieher« –; auch konnten sie anfänglich schnellere Resultate erzielen. So geschah es, daß der englische Presseoffizier Chestnut – er war ein »echter« Engländer und hatte nicht etwa früher Kastanie geheißen – den deutschen Sozialdemokraten Heinrich Hollands schon am 24. Januar 1945 mit der Herausgabe der *Aachener Nachrichten* betrauen konnte. Für mein ehrgeiziges Team war es ein schwacher Trost, daß die Presse in der britischen Zone, wie Kinder, die allzu früh laufen, »krumme Beine« bekam und

daß wir, die Spätgeborenen, der »englischen« Presse später davonliefen. Die Palme der Priorität gebührt den Engländern.

Der Filmstar an der Front

Der *Kölnische Kurier*, wie ich unsere erste Zeitung zu nennen gedachte, wurde unter den absonderlichsten Umständen ins Leben gerufen. Ich wüßte keine andere Zeitungsgründung, die Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung in deutlicherer Form vereinigt hätte.

Am Tage der Eroberung der westlichen Stadtteile Kölns hatte ich eine »Vorauseinheit« in die zerstörte Stadt geschickt. Ihre Aufgabe bestand darin, festzustellen, ob es eine Druckerei gab, die noch funktionierte oder in Eile in Ordnung gebracht werden konnte. Dieses Team von Technikern sollte auch das notwendige Rotationspapier herbeischaffen, die Druckereiarbeiter zusammentrommeln und den Vertrieb der Zeitung organisieren.

An einem ungewöhnlich schwülen Vorfrühlingsabend fuhren Staff-Sergeant Josef Wechsberg und ich im Jeep, von Luxemburg kommend, in Köln ein. Die Stadt war dunkel. Die Schienen der Straßenbahn waren aufgerissen, fluchend steuerte mein Fahrer, der ehemalige Autorennfahrer Whitey (jetzt Garagenbesitzer in Harlan, Iowa), unseren Jeep durch die Ruinenwüste. Das Haus, das mir der Chef der technischen Einheit, Sterling Hamilton, Hauptmann der Marineinfanterie, über das Feldtelefon als seinen Wohnsitz angegeben hatte, war nur mit großer Mühe zu finden. Da die Innenstadt vollkommen zerstört war, hatte sich Captain Hamilton in einer Villa außerhalb der Stadt niedergelassen; es war neun Uhr vorbei, als wir das einsame Haus fanden.

Wir waren in des Wortes wahrstem Sinne sprachlos, als uns

auf unser Klopfen eine dicke, aber schmuck gekleidete Köchin öffnete. Vollends die Rede verschlug es uns aber, als die beleibte Haushälterin auf meinen Wunsch, Captain Hamilton zu sprechen, kopfschüttelnd und resolut erwiderte, der Captain sei nicht bereit, uns zu empfangen.

»Was soll das heißen?« herrschte ich sie an. »Wo ist der Captain?«

Sie deutete nach oben. »Dort. Mit einer Dame.«

Mit einer Dame? Das *Non-fraternization*-Gesetz, das amerikanischen Soldaten jeden Verkehr mit Deutschen verbot, war gerade in Kraft getreten; noch war die Zeit beileibe nicht reif, dieses hanebüchene Gesetz in den Wind zu schlagen. Auf keinen Fall konnte vom »Verkehr« mit einer »Dame« die Rede sein.

Wir betraten einen kleinen, mit spießbürgerlicher Geschmacklosigkeit ausgestatteten Salon.

»Ich warte zehn Minuten«, sagte ich zu Wechsberg. »Dann gehe ich nach oben.«

Genau zehn Minuten waren vergangen, als sich die Tür öffnete. Wer aber stand in der Tür? Das Leben schreibt Kitschfilme, neben denen der älteste Ufa-Stummfilm wie ein revolutionärer Streifen der *nouvelle vague* sich ausnimmt. In der Tür stand der damals überaus populäre Filmstar Madeleine Caroll. Und Madeleine Caroll – nicht mit der Französin Martine Carol zu verwechseln – trug die Uniform einer Rot-Kreuz-Helferin.

»Um Himmels willen, Madeleine, was tun Sie hier?« fragte ich – ich kannte sie aus Hollywood.

»Ich besuche meinen Mann«, antwortete sie mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt.

»Wer ist Ihr Mann?«

»Sterling, natürlich.«

Nun erst klärte sich das Geheimnis auf.

Daß Sterling Hamilton, der erst kurz vorher zu meiner Einheit gestoßen war, mit dem unter dem Namen Sterling Hayden bekannten Filmstar identisch war, hatte ich nicht geahnt; auch von seiner Ehe mit Madeleine Caroll wußte ich nichts. Das aber war nicht alles, bei weitem nicht. Wie war Madeleine nach Köln gekommen, in die erste Frontlinie, denn schließlich trennte uns nur der Rhein von der immer noch kämpfenden Wehrmacht?

»Ganz einfach«, erklärte Madeleine. »Ich war vor einigen Tagen Tischdame General Eisenhowers in Paris. Der General lobte, was ich für das Rote Kreuz getan hatte, und fragte galant, ob er mir einen Gefallen erweisen könne. ›Ja, General‹, antwortete ich, ›lassen Sie mich doch für einen Tag zu meinem Mann fahren. Er ist in Luxemburg.‹ Und, denken Sie, der General stellte mir seinen Wagen zur Verfügung. Als ich in Luxemburg ankam, war Sterling fort – alles Ihr Fehler.«

»Sie wollen doch nicht behaupten, daß Sie im Fünf-Sterne-Wagen des Oberkommandierenden an die Front gefahren sind?«

»Genau das. Ich habe seinen Fahrer überredet. Hoffentlich erfährt es niemand – der arme Junge würde zwanzig Jahre bekommen.«

Unvergeßlich wie dieses Gespräch bleibt das Abendessen, das sich ihm anschloß. Wir waren etwa zehn bei Tisch – Sterling Hayden, in der grünen Uniform der Marineinfanterie überaus schmuck anzusehen, saß an der Spitze der Tafel, Madeleine zu seiner Linken, ich zu seiner Rechten. Die Verdunkelung war komplett, nur unter dem Tisch brannten ein paar Kerzen. Die dicke Köchin hatte die Armeerationen auf zauberhafte Weise verwandelt, auch eine gute Flasche rheinischen Weins kam auf den Tisch; dennoch war die Luft wie zum

Schneiden. Das junge Ehepaar hatte nur diese eine Nacht für sich, hatte nur den einen Gedanken, uns alle bald loszuwerden. War es die Verschiedenheit der Geschlechter oder nur die Verschiedenheit der Charaktere – jedenfalls strebten sie dieses ehrbare Ziel auf entgegengesetzten Wegen an. Die dunkelblonde Madeleine war von einer überschwenglichen Liebenswürdigkeit: je herzlicher sie, so meinte sie wohl, ihre Hausfrauentugenden zur Schau stellte, desto früher würden die dankbaren Gäste die ungastliche Stätte verlassen. Mehr und mehr geriet sie in das Feuer der haßerfüllten Blicke ihres liebenden Gatten: dieser nahm wohl an, daß nur eisiges Schweigen, unwirsches Benehmen, ja grobe Unhöflichkeit uns verjagen würden.

Sobald ich es vermochte, machte ich der drohenden Virginia-Woolf-Situation ein Ende.

»Schließlich sind wir nicht hier, um dem köstlichen Wein zuzusprechen«, sagte ich, »sondern um die erste amerikanische Zeitung in Deutschland aus der Taufe zu heben. Ich glaube, Captain, wir finden den Weg ohne Sie. Meine Herren!«

Im Wagen, der uns in die Stadt zurückbrachte, unterhielten wir uns mit Wechsberg, wer von uns beiden wohl nach dem Kriege diese »Novelle« zuerst schreiben würde. Wenn mir, wie ich hoffe, Wechsberg im *New Yorker* nicht zuvorgekommen ist, habe ich das Rennen gewonnen. Nach zwanzig Jahren.

Als wir im Druckereigebäude, das nicht fern vom Rhein lag, ankamen, hatte sich der nächtliche Himmel über Köln gerötet. Von der anderen Seite des Rheins feuerte die deutsche Artillerie in die Stadt der Gespenster. Unsere Artillerie erwiderte das Feuer. Es war das Duell über einem Friedhof. Hier und da peitschte eine Maschinengewehrsalve durch die Luft. Wir gingen nicht aufrecht durch die Tür der Druckerei – wir zogen es vor, von unserem Jeep zur Tür zu kriechen. Wir dachten an

die beiden Filmstars, den Mann und die Frau, in der stillen Villa. Wir dachten an die Aufgabe, die unser harrte. »Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit?« Ward je in dieser Laun' eine Zeitung gegründet?

Der *Kölnische Kurier* erschien – unglaublich wie es scheinen mag – am nächsten Morgen. Den größten Teil des Manuskripts hatten wir aus Luxemburg mitgebracht. Taufrisch waren die Nachrichten nicht, aber auch der Begriff der Neuigkeit ist relativ. Während ich mit Hilfe eines Schriftprobenbuches der verhältnismäßig gut erhaltenen Druckerei die Artikel für den Druck einrichtete, lieferte mir ein »Monitor« – solche »Abhörer« hatte ich in Camp Sharpe, es schien eine Ewigkeit, für ihre Aufgabe vorbereitet – die neuesten Meldungen der Londoner B.B.C. Ein anderer Mitarbeiter, der am Tag zuvor nach Köln gekommen war – die Redaktion bestand also aus insgesamt vier Personen: Wechsberg, dem Monitor, mir selbst und dem Kölnischen »Sonderkorrespondenten« –, der Lokalreporter lieferte die Nachrichten, Ratschläge und Befehle der Militärregierung. Außerdem erzählte dieser Mitarbeiter Wechsberg diverse kleine Einzelheiten aus dem Leben der toten Stadt, die der Staff-Sergeant zu einem in Kursivschrift gedruckten Feuilleton verarbeitete. Zwar hat das Leben später Wechsberg und mich voneinander entfernt und entfremdet, aber ich will ihm gern bestätigen, daß der prominente Mitarbeiter des *New Yorker* nie ein schlechter bezahltes Feuilleton geschrieben hat.

Wenige Tage später kehrte ich nach Luxemburg zurück, Wechsberg blieb in Köln.

In meinem Büro im Luxemburger Rundfunkhaus, das mir, nicht zuletzt dank der aufopfernden Mitarbeit des Luxemburger Rundfunkpersonals, zur Heimat geworden war, begann ich nun, meinen Arbeitsplan für die kommenden Monate zu entwerfen. Der Plan, wenigstens was seine technische Durch-

führung betrifft, muß heute wie die Fieberphantasie eines Irren wirken; nichts spricht für dieses Projekt, als daß es Wirklichkeit wurde.

Ich verfügte in diesem Augenblick nur noch über einen Stab von zwölf oder dreizehn Mitarbeitern – die anderen »*Ritchie-boys*« waren gefallen, lagen verwundet in europäischen Lazaretten oder amerikanischen Krankenhäusern, waren zum Rundfunk abgewandert oder hatten sich, wie der Klatschkolumnist Igor Cassini, aus dem Staub gemacht. Wie sollte ich mit einem Dutzend Mitarbeitern mindestens ein Dutzend Zeitungen gründen?

Ich plante die Errichtung einer Zentralredaktion auf deutschem Boden. Von hier aus wollte ich in die Städte fahren, wo Aussicht bestand, eine Zeitung ins Leben zu rufen. Ich wollte jedesmal einen meiner Mitarbeiter mitnehmen und diesen, nachdem ich der Zeitung ein Gesicht gegeben hatte, in der betreffenden Stadt zurücklassen. Die Manuskripte sollten in der Zentralredaktion angefertigt und vervielfältigt werden, Jeeps oder *Piper-cub*-Flugzeuge sollten sie in die »Zeitungsstädte« bringen. Die in den einzelnen Städten ansässigen Redakteure sollten dann die Manuskripte zum Druck befördern und mit lokalen Nachrichten und den Ankündigungen der örtlichen Militärregierung ergänzen. Daß der »Chefredakteur« zugleich Lokalreporter und Umbruchredakteur sein würde, erschien mir selbstverständlich.

Hier kommt mir eine, übrigens verbürgte Anekdote in den Sinn, die ungarische Theaterleute noch heute zu erzählen lieben. Um die Jahrhundertwende hatte der ungarische Schriftsteller Sándor Brody ein geniales Ein-Mann-Stück geschrieben. Dieses Stück, in dem ein einzelner Schauspieler sieben Rollen spielen sollte, welche sieben Seiten des menschlichen Charakters versinnbildlichten, wurde, nach dem Budapester Er-

folg, auch in der Provinz aufgeführt. Wie groß aber waren Überraschung und Entsetzen des Autors, als ihm der Theaterzettel einer solchen Provinzbühne auf den Tisch flatterte: der Direktor in Debreczen hatte das Spiel mit sieben Akteuren besetzt. Auf das empörte Telegramm des Autors antwortete der Provinzdirektor ebenso entrüstet: meine man denn in der kecken Hauptstadt, schrieb er, daß es in der Provinz nicht genügend Darsteller gäbe, mit denen ein derartiges Stück würdig besetzt werden könne? Dem Dichter, »Rat und Tat entblößt«, blieb nichts anderes übrig, als nach Debreczen zu depeschieren: »Hab' geschrieben Stück für armes Direktor, hat nur ein Schauspieler.« So ähnlich verhielt es sich mit mir und der deutschen Presse im Jahre Null. Ich hatte für jede deutsche Stadt, für jede deutsche Zeitung nur einen Redakteur.

Und die Stunde Null – Köln war das Vorspiel gewesen – war nahe.

Im April 1945 ließ mich Colonel Powell zu sich kommen.

»Frankfurt«, sagte er, »ist fest in unserer Hand. Dort wollen wir die erste wichtige Zeitung ins Leben rufen. Sie schlagen ab morgen Ihr Hauptquartier in Bad Nauheim, unweit von Frankfurt, auf.«

»Ich weiß«, sagte ich, »im *Hotel Bristol.*«

Der Oberst sah mich fragend an.

»General Banfill hat es mir gesagt«, erklärte ich. »In Camp Ritchie, Maryland. Vor vierzehn Monaten.«

An einem sommerlich warmen Aprilnachmittag traf ich mit drei Offizieren, elf Unteroffizieren, sechs Jeeps und drei Lastwagen in Bad Nauheim ein. Im Kurpark knospten die Bäume. Heilungsuchende Herzkranke promenierten behäbig am Kurhaus vorbei. Die Stadt war unversehrt. Im *Hotel Bristol* waren die Betten frisch bezogen.

Drittes Kapitel

ZEITUNGSMETROPOLE BAD NAUHEIM

Die Monate, die mit unserem Einzug in Bad Nauheim begannen — die hessische Kurstadt blieb ein halbes Jahr lang mein Hauptquartier —, diese Monate waren ein einziges großes Abenteuer.

Meine erste und vielleicht interessanteste Begegnung war die mit dem General Kurt Dittmar. Der General war kurz vor meiner Übersiedlung nach Nauheim gefangengenommen worden, und ich hatte das amerikanische Hauptquartier gebeten, ihn nach Nauheim zu schicken.

Das hatte gute Gründe. Generalleutnant Kurt Dittmar war der offizielle Radiokommentator des OKW gewesen. Ich hatte natürlich seine Erklärungen zur Lage regelmäßig gehört und seine, wenigstens unter den Umständen erstaunliche Objektivität hatte mich beeindruckt. Dazu kam, daß General Dittmar zweifellos als ein *Public-relations*-Experte angesprochen werden konnte: von diesem Mann konnte man etwas lernen.

Die Tage, die der General in Bad Nauheim verbrachte, hatten eine heitere und eine überaus ernste, symptomatische Seite.

Die heitere Seite war äußerlicher Art. Ich hielt es nicht für angebracht, den General der üblichen Gefangeneneinvernahme zu unterziehen. Deshalb schlug ich ihm vor, daß wir jeden Morgen eine Stunde lang im Kurpark spazieren und uns zwanglos unterhalten sollten. Das hatte jedoch, wie sich schon bei der ersten Promenade herausstellte, protokollarische

Schwierigkeiten. Wir waren selbstverständlich beide in Uniform. Als Hauptmann – ich wurde kurz darauf zum Major befördert – hätte ich natürlich auf der linken Seite des Generals gehen müssen, doch war ich andererseits Amerikaner, der General war mein Gefangener; der Brauch wollte es also, daß er an meiner Linken gehe. Wir besprachen das »Problem« und gelangten zu einem Kompromiß. Mehrere Tage lang wurden die Bewohner von Nauheim Zeugen eines überaus komischen Vorgangs – sie sahen einen amerikanischen Captain, der von einem Ende des Parks zum anderen an der Linken eines deutschen Generals schlenderte; am Ende des Promenadenweges wurde ein Positionswechsel vorgenommen, und der deutsche General ging jetzt den Weg zur Linken des amerikanischen Hauptmanns wieder zurück.

Spaziergänge mit einem General

Ich erfuhr viel Interessantes von General Dittmar, einem hageren, gut aussehenden, ungemein gebildeten Offizier der alten Schule – für immer meinem Gedächtnis eingeprägt bleibt jedoch unser Gespräch über die Konzentrationslager. Ich wollte in dieser Unterhaltung von Dittmar erfahren, ob und wie weit die hohen Offiziere der Wehrmacht über Existenz und Wesen der Konzentrationslager informiert gewesen waren.

Der General blieb stehen. Seine Lippen waren bleich, als er sagte:

»Wir erfuhren von dieser Schande erst ungefähr ein Jahr vor ... vor dem Ende. Richtiger« – er korrigierte sich, offenbar in dem Bemühen, die Wahrheit zu sagen –, »richtiger: erst vor einem Jahr drangen Gerüchte über die unerhörte Grausamkeit in diesen Lagern an unsere Ohren.«

»Und was unternahmen die Generale?«

»Wir verlangten von Hitler, daß er uns Rede und Antwort stehe.«

»Hat er das getan?«

»Ja.«

»Und die Antwort hat Sie befriedigt, Herr General?«

»Durchaus.« Dittmar begann wieder zu gehen – an meiner Rechten oder an meiner Linken, ich weiß es nicht. »Wir waren etwa dreißig hohe Offiziere. Es wurde uns erklärt, daß die Konzentrationslager reine Arbeitslager seien; alles andere sei Feind- und Greuelpropaganda.«

Diesmal blieb ich stehen. »Und Sie haben das geglaubt?«

»Selbstverständlich. Wir mußten es glauben. Hitler sandte den Reichsführer SS Himmler persönlich zu uns. Er hat uns die beruhigendsten Auskünfte gegeben.«

Ich hielt es für überflüssig, weitere Fragen zu stellen. Hier war ich mit einer mir nicht unbekannten, aber um so unglaublicheren Facette des deutschen Wesens konfrontiert. Nicht als ob ich allen Generalen, von denen Dittmar gesprochen hatte, den guten Glauben zugebilligt hätte. Zweifellos hatten aber unter den Generalen Männer wie Dittmar sich befunden, die von der Autorität der Staatsführung so unwandelbar überzeugt waren, daß ihnen noch 1944 das Wort der Obrigkeit als die Heilige Schrift erschien. Himmler als das letzte Wort über die humane Behandlung in den Konzentrationslagern! Der Bock als guter Gärtner! »Himmler selbst hat es uns gesagt«, wiederholte Dittmar. Himmler selbst! Und ich sollte dem deutschen Volk die Türen der Wahrheit öffnen.

Inzwischen hatte ich die erste größere Zeitung auf deutschem Boden, die *Frankfurter Presse*, aus der Taufe gehoben – und zwar in des Wortes wahrstem Sinne. Die zur Hälfte ausgebrannte Druckerei, in der ich die erste Nummer der Zeitung, wie der Fachausdruck lautet, »umbrach«, stand noch zum gro-

ßen Teil unter Wasser. Sowohl die deutschen Druckereiarbeiter wie ich und mein Frankfurter Redakteur Peter Wyden hatten uns, ehe wir zu Werk gingen, Schuhe und Socken ausgezogen. Wir standen bis zur Mitte des Schienbeins im Wasser. Es ist wohl kaum übertrieben, wenn ich hier von Pionierarbeit spreche.

Ein Pionierwerk war die *Frankfurter Presse,* der nach der Lizenzierung die *Frankfurter Rundschau* folgte, aber auch in anderer Hinsicht. Mein kleines Team hatte mit der *Frankfurter Presse* alle Bedenken der Armee im allgemeinen, und die General McClures im besonderen, zerstreut. Zwar wurde uns die Erlaubnis, statt kalten Mitteilungsblättern wirkliche Zeitungen zu schaffen, nie offiziell erteilt, aber da die Armee auf jene deutschsprachigen »*Boys*« angewiesen war, die ich in Camp Sharpe ausgebildet hatte, mußte sie unsere Vorstellungen von einer deutschen Presse im Jahre Null stillschweigend akzeptieren.

Dabei spielte freilich das Echo, das die *Frankfurter Presse* fand, eine nicht geringe Rolle. Die halbe Million Exemplare, die wir druckten, waren im Nu vergriffen, und die Reaktion der Leser war durchwegs beifällig: die Deutschen hatten Schlimmeres erwartet. Die Amerikaner aber, selbst die Militärs, konnten ihren angeborenen Sinn für »*Publicity*« nicht verleugnen. Sie vergaßen für einen historischen Augenblick, daß wir diesen Erfolg beim Feind erzielt hatten — und als sie sich wieder auf das ursprüngliche Konzept von einer reinen »Anweisungs«-Presse besannen, war es zu spät, das Rad der Entwicklung aufzuhalten.

Wenn ich jetzt, nach zwanzig Jahren, an das erste Rendezvous mit dem deutschen Publikum zurückdenke, ergreift mich ein Schauer bei der Vorstellung der versäumten Gelegenheiten. Ein jungfräulicheres, ja »verliebteres«, aufnahmebereiteres

Publikum hat es kaum je gegeben. Man hat später darüber gespottet, daß die Deutschen zu jener Zeit »alles« kauften, weil sie Packpapier für ihr Gemüse brauchten. Das ist nicht nur eine Ungerechtigkeit gegenüber der Presse des Jahres 1945, sondern auch gegenüber dem Publikum.

Ich will nicht behaupten, daß die Mehrheit der Deutschen die Sieger begrüßte. Immerhin besaß aber dieses Publikum eine nicht zu unterschätzende Qualität: es war neugierig. Der Schock der Niederlage war noch nicht überwunden: die Deutschen wollten wissen, was zu dieser Niederlage geführt hatte. Ich schrieb damals in einem Leitartikel:

»Staunend stehen heute Tausende Deutsche an den Straßen Deutschlands, über die unbeschreibliche Massen von alliiertem Kriegsmaterial dahinrollen. Diese Massen zu sehen, ist nicht schwer, aber auch nicht wichtig. Wichtig ist, zu versuchen, hinter die Dinge zu sehen. Zu erkennen, daß der Nationalsozialismus all diese Mächte naturnotwendig gegen Deutschland mobilisieren mußte. Zu erkennen, daß die Arbeiter der ›verrotteten‹ und ›dekadenten‹ Demokratien all dies geschaffen haben – geschaffen, nachdem die Alliierten angegriffen worden waren –, und zwar mit dem festen Entschluß, dem Unerhörten, das sich Nationalsozialismus nannte, für immer ein Ende zu setzen. Zu erkennen, daß Deutschland heute nicht besiegt ist, weil die Alliierten zufällig stärker waren. Sondern weil das Schlechte im Nationalsozialismus so stark war, daß es alle Kräfte des Guten verschmolz und zusammenschmiedete. Kanonen, Panzer, Lastkraftwagen sind keine Erscheinungen an sich. Sie sind nur die Mittel, mit denen sich die freien Völker des 20. Jahrhunderts dem Mittelalter widersetzten.«

Obwohl die Deutschen hungerten, begrüßten Hunderte von Leserbriefen diese Gedanken. Der Hunger nach Wahrheit war nicht geringer als der Hunger nach Brot. Wohl war es, bei

oberflächlicher Betrachtung, ärgerlich, daß — eine Auswertung unserer Meinungsforscher hat das statistisch aufgezeigt — in 84 Prozent der Briefe die entschuldigende Domestiken-Phrase vorkam: »*Ich bin zwar nur ein kleiner Mann* ...« — aber hätte man nicht just die Bereitschaft, aufmerksam zuzuhören, in den Dienst der Vernunft stellen sollen? In den »*Meldungen aus dem Reich*« des SD, die doch beileibe in einem für den nationalsozialistischen Staat günstigen Sinne gefärbt waren, hieß es schon am 7. Februar 1944: »*Auch in konfessionellen Kreisen herrsche keine einheitliche Auffassung. Während die in Westdeutschland schwer heimgesuchte katholische und evangelische Bevölkerung eine unerbittlich harte Vergeltung fordere, teile die christlich eingestellte Bevölkerung in anderen Gebieten Ansichten wie die folgenden: Haben wir denn überhaupt das Recht, unsere Feinde zu hassen und auszurotten? Gerade die Feindesliebe ist das Größte, zu dem man sich durchringen muß ... Insgesamt ergibt sich aus den Meldungen, daß Haßgefühle gegen unsere Feinde bisher nur in Ansätzen vorhanden sind* ...« Auf diesem Boden ließ sich bauen. Gewiß beruhte ein guter Teil der Bereitschaft zur Mitarbeit auf Opportunismus, aber wer sagt, daß ein gesunder Opportunismus nicht gleichfalls dem Guten dienstbar gemacht werden kann? Am 16. April 1945 richtete ich einen Brief an General McClure, in dem es hieß:

»*Wir sollten, wie ich respektvoll zu bedenken gebe, den sich allenthalben zeigenden Opportunismus nicht einfach als verabscheuungswürdig abtun. Plato hat uns die Bedeutung der Institution vor Augen geführt. Wenn wir, mit Hilfe von ›guten Deutschen‹, moralische Institutionen schaffen, wird sich das deutsche Volk an diese gewöhnen, ja sie werden ihm, im Platonschen Sinne, zum Charakter werden. Das Gute profitabel zu machen: darin sollte unsere Umerziehung bestehen.*«

William S. Paley, einer der Stellvertreter des Generals, sagte mir bedauernd, der Brief sei als »zynisch« abgetan worden. Man glaubte, die Umerziehung mit Verordnungen bewerkstelligen zu können. Zuerst mit Verordnungen gegen den Militarismus. Später mit Verordnungen, die den Deutschen eine neue Uniform aufzwangen.

Der Sträfling an der Rotationspresse

Ich gestehe indes, daß ich mich in diesen Tagen mit Politik verhältnismäßig wenig beschäftigte; ich hatte alle Hände voll zu tun, die Zeitungen überhaupt herauszubringen. Ich mußte immer wieder an einen Schulfilm denken, den ich in meiner Kindheit in der Wiener Urania gesehen und dessen Titel ich nie vergessen hatte. Der Film hatte *Vom Baum zur Zeitung* geheißen. Nun erlebte ich den Film sozusagen am eigenen Leibe. Ehe wir darangehen konnten, eine Zeitung zu gründen, mußten wir praktisch den ganzen Weg »vom Baum zur Zeitung« durchlaufen. Die meisten Druckereien waren zerstört oder befanden sich in einem jämmerlichen Zustand, die Papierreserven waren erschöpft, die Papierfabriken ausgebombt oder geschlossen, Druckereidirektoren, Maschinensetzer, Faktoren und Metteure waren gefallen, geflohen, verschwunden oder gefangen. Bevor ich die erste Nummer einer Zeitung publizieren konnte, sandte ich stets eine kleine Gruppe unter der Führung meines Druckereiexperten Max Klieber (eines Urbayern, Sohn des früheren Kapellmeisters des *Simplicissimus*-Kabaretts in München, jetzt bei *Radio Liberty)* in die betreffende Stadt; erst wenn er die technischen Voraussetzungen gefunden oder geschaffen hatte, konnte die journalistische Arbeit beginnen.

Wie sich diese Pionierarbeit abspielte, dafür ist wohl die

Gründung der ersten Zeitung im bayerischen Bamberg das beste Beispiel.

Nachdem mir Klieber mitgeteilt hatte, daß alles »O.K.« sei, traf ich an einem regnerischen Frühlingstag in der verzauberten Barockstadt des »Reiters« ein, wo fünfhundert Jahre zuvor das erste Buch in deutscher Sprache gedruckt worden war.

Wie gewöhnlich galt mein erster Besuch dem amerikanischen Militärgouverneur. Aber während es sich sonst um reine Höflichkeitsvisiten gehandelt hatte, zeigte der Major, ein kleiner, nervöser Mann mit stechend dunklen Augen, ein mir keineswegs willkommenes Interesse an der Zeitungsgründung.

»Die Zeitung«, sagte er, »wird *Die Welt* heißen.«

»O nein«, entgegnete ich, »das wird sie nicht.«

»Doch – *Die Welt.*«

Der Militärgouverneur hatte einen, wie er meinte, durchaus überzeugenden Grund, die Zeitung seiner Region auf diesen anspruchsvollen Namen zu taufen. Er sei nicht, wie ich anzunehmen scheine, ein Dilettant, sagte er, vielmehr sei er selbst *Newspaper-man* und Zeitungsherausgeber, er gebe in der kalifornischen Kleinstadt, woher er stamme, eine Wochenzeitung heraus, diese aber heiße *The World,* weshalb auch die Bamberger Zeitung *Die Welt* heißen müsse – die *»Homefolks«* mögen sehen, daß es sich um »seine« Zeitung handle.

Mein nicht ganz unvernünftiges Argument, daß Bamberg zwar eine der schönsten deutschen Barockstädte, aber deshalb noch nicht der Mittelpunkt der Welt sei, fiel auf unfruchtbaren Boden. Die Stupidität hat ein beneidenswertes Beharrungsvermögen. Erst als mir der Major »befahl«, die Bamberger Zeitung *Die Welt* zu nennen, verlor ich die Geduld. Ich setzte mich – ein Unterfangen, das viele Stunden in Anspruch nahm und auf schier unüberwindliche Hindernisse stieß – mit Paris in Verbindung, von wo General McClure dem Major die Wei-

sung erteilte, sich künftighin um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Ich nannte die Zeitung *Bayerischer Tag*.

Wie üblich begann ich meine Arbeit am späten Abend; am nächsten Morgen erschien die erste Nummer. Sie erschien unter seltsamen Umständen.

Ich hatte zwei Stunden voll bekleidet geschlafen; Klieber sollte mich wecken, sobald die Rotationsmaschine anlief. Das geschah gegen drei Uhr früh. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich den Rotationssaal betrat und auf der obersten Stufe der gut erhaltenen Druckpresse einen kahlgeschorenen, offenbar rothaarigen Mann in – Sträflingskleidung entdeckte.

»Was macht der hier?« fragte ich flüsternd Klieber.

»Er ist der Maschinenmeister«, antwortete Klieber ausweichend.

»Das sehe ich.« Ich wies auf das Sträflingsgewand.

»Es war in der ganzen Gegend kein anderer Maschinenmeister aufzutreiben.«

»Willst du sagen, daß du den Mann aus dem Gefängnis geholt hast?«

»Provisorisch.« Klieber schlug die Augen nieder. »Es gibt hier in der Nähe eine Strafanstalt für Männer. Der Mann ist nicht ›politisch‹.« Er wandte sich von der Maschine ab. »Er hat vor ein paar Jahren seine Frau erschlagen. Mit dem Bügeleisen. Ich habe ihn ›befreit‹. Natürlich nur für so lange, bis wir einen geeigneten Fachmann finden.«

So also brachte ich den *Bayerischen Tag* mit einem Frauenmörder als Geburtshelfer zur Welt. Der Bügeleisenmörder versah seine Arbeit ausgezeichnet: darauf allein kam es damals an. Ich weiß nicht, was mit ihm geschehen ist, aber ich zweifle, daß ihn die Mauern der bayerischen Strafanstalt je wiedergesehen haben.

Es wäre indes verfehlt, hier nur von technischen Schwierig-

keiten zu sprechen. Wie es um Städte wie Bamberg bestellt war – später entstand in der Barockstadt der *Fränkische Tag* – und wo die Keime späteren Unheils zu suchen gewesen wären, geht aus einer Veröffentlichung der *Neuen Zeitung* vom 28. Januar 1946 hervor. Der Titel des Artikels lautete: *Eine deutsche Stadt verlangt Sühne,* der Untertitel: *Bamberg will die Zerstörer seiner Synagoge selbst vor Gericht stellen.* Welch aufschlußreiches Bild Bambergs, ja welches Bild Deutschlands! Da zeigte es sich, was das für Menschen gewesen sind, welche die Synagoge von Bamberg zerstört hatten, und die Ereignisse von 1965 lassen vermuten, daß die geistigen Söhne der damals verhafteten Kreisleiter Zahneisen und NSKK-Staffelführer Klug wieder am Werke sind. Es zeigte sich aber auch, daß es andere Deutsche gab – so die Juweliersfrau Betty Wagner, die von den Herren des Dritten Reiches den Befehl erhalten hatte, die beim Synagogenbrand geraubten silbernen Gegenstände einzuschmelzen. Während ich damit beschäftigt war, den *Bayerischen Tag* mit Hilfe eines Sträflings zu gründen, erschien Frau Wagner bei der Militärregierung, um die von ihr geretteten und vergrabenen Gegenstände – darunter eine silberne Krone – an die überlebenden Juden Bambergs zurückzuerstatten. Der Bamberger Generalstaatsanwalt aber, der die Anklage gegen die Synagogenschänder vertrat, sollte später in der deutschen Politik eine bedeutende Rolle spielen. Er hieß Dr. Thomas Dehler.

Ich konnte nicht meine ganze Aufgabe darin erblicken, die Deutschen politisch aufzuklären. Zwar war ich jetzt amerikanischer Soldat, war nur mit einer journalistisch-politischen Aufgabe betraut, aber ich war schließlich Schriftsteller, war deutschsprachiger Romancier: meine Sorge galt nicht zuletzt der deutschen Literatur. Zwölf Jahre lang waren die Deutschen von jener deutschen Literatur, die diesen Namen verdient, abge-

schnitten gewesen, ihre Liaison mit der deutschen Sprache war nur noch ein illegales Verhältnis. Wenn auf rheinischen Postkarten die *Loreley* zitiert wurde, hieß es in Klammern, es handle sich um ein »Volkslied«. Die besten in Deutschland lebenden Autoren durften kaum noch etwas unter ihrem Namen veröffentlichen, die neuesten Werke von Thomas und Heinrich Mann, Stefan Zweig, Erich Maria Remarque, Hermann Kesten, Alfred Neumann, Franz Werfel waren den Lesern unbekannt, die Bücher von Carl Zuckmayer, Fritz von Unruh, Kurt Tucholsky, Joachim Maass, Franz Kafka, Lion Feuchtwanger und Max Brod waren verboten oder verbrannt. Zwar hatte Walter Mehring in der Emigration gesungen: »*Die ganze Heimat / Und das bißchen Vaterland / Die trägt der Emigrant / Von Mensch zu Mensch – von Ort zu Ort / An seinen Sohl'n, in seinem Sacktuch mit sich fort*«, aber nun war fast das ganze Deutschland, wenigstens im geistigen Sinne, befreit, und es schien mir an der Zeit, das Sacktuch wieder zu öffnen.

Wie sollte ich das anstellen? Die Armee hatte sich geweigert, deutsche Bücher aus dem Ausland nach Deutschland zu importieren, die Zivilpost funktionierte nicht, die Idee, auch nur eine Kiste mit Werken der »Exilliteratur« aus England oder Amerika bringen zu lassen, war zu absurd, als daß ich sie der Generalität hätte vorschlagen können. Nach längerem Überlegen tat ich das einzig Mögliche: ich ließ nach intellektuellen Anti-Nazis forschen, die, so hoffte ich, einige der verbotenen Bücher versteckt hatten. So fand ich Bücher, die den Flammen entgangen waren: zum erstenmal erschienen wieder – ziemlich wahllos übrigens – die Namen der Besten, der Verpönten, Verbrannten und Verbotenen.

PROTEST AUS MONTAGNOLA

Nicht alle, denen ich in schöner Unbekümmertheit um Verlags- und Autorenrechte sowie um das internationale Copyright-Gesetz die deutsche Tribüne öffnete, waren glücklich darüber.

Als ich in Bremen die erste Zeitung gründete – sie hieß *Weser Bote;* später wurde hier der *Weser Kurier* lizenziert –, druckte ich in einer der ersten Nummern ein Gedicht von Hermann Hesse ab, das ich in einem der geretteten Bücher gefunden hatte. Das hätte ich nicht getan, wenn ich besser informiert gewesen wäre – doch wer war damals ganz richtig informiert? Für mich war der Nobelpreisträger ein »Emigrant« – eine Bezeichnung, die auf Hermann Hesse, der im Dritten Reich zwar nicht erlaubt, aber auch nicht verboten war, nur zum Teil zutraf.

Das Unglück wollte es, daß eine Zeile des schönen Gedichtes im Druck ausfiel, das Unglück wollte es, daß der Eremit von Montagnola just den *Weser Boten* zu Gesicht bekam. Da empörten Dichtern nichts unmöglich ist, erhielt ich kurz darauf ein geharnischtes Schreiben Hesses, in dem er mir androhte, bis zum Präsidenten der Vereinigten Staaten zu gehen, wenn ich den fürchterlichen Schaden nicht sogleich gutmache. Es war eine Botschaft nicht aus Montagnola, sondern vom Mars.

Hesse jagte mir Angst ein. Urheberrechtsanwälte und Honorarforderungen waren mir zu jener Zeit zwar recht gleichgültig, aber es kam mir wieder einmal zum Bewußtsein, daß »meinen« Zeitungen etwas vom intellektuellen Schwarzhandel anhaftete. Mitteilungs- und Anweisungsblätter sollte ich herausgeben – und nun veröffentlichte ich gar Verse von Hermann Hesse! Wenn das die Armee erfuhr, auf deren Sprach-

unkenntnisse ich spekuliert hatte, war es um die neue deutsche Presse geschehen.

Ich schrieb Hermann Hesse einen zerknirschten Brief, wobei ich mir erlaubte, darauf hinzuweisen, daß es mir wichtiger scheine, den Deutschen die Lektüre von Hermann Hesse, als Hermann Hesse die ihm gebührenden Honorare zu verschaffen. Hesse wandte sich nicht an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, aber er veröffentlichte in der *Neuen Zürcher Zeitung* einen seiner wenigen Zeitungsartikel, in dem ich aufs heftigste angegriffen wurde. So habe ich – ich sage es, bei allen Reservationen gegenüber dem weltanschaulichen Verhalten Hermann Hesses, ohne Reue – indirekt zum Gesamtwerk des großen alten Mannes beigetragen.

All das spielte sich – man vergißt es leicht – noch im Krieg ab; an den Fronten wurde immer noch gekämpft, die Wehrmacht hatte noch nicht endgültig die Waffen gestreckt, aus dem Führerbunker zu Berlin erteilte Adolf Hitler gespenstische Befehle an seine Geisterarmeen.

Den großen Tag der Kapitulation erlebte ich in Essen, wo ich die *Ruhr Zeitung* zu gründen im Begriffe war. Ich hatte für diese Region Essen gewählt, nicht nur als die wichtigste Stadt des deutschen Industriezentrums, sondern auch, weil hier Görings persönliches Organ, die *National-Zeitung*, erschienen war. Essen war – neben Augsburg, doch das kam später – die einzige Stadt, wo mir der geneigte Zufall gleich den Mann über den Weg führte, der später der erste »Lizenzträger« in Essen sein sollte. Dieser Mann – mit der Lizenzierung seiner Zeitung hatte ich nichts zu tun – heißt Dietrich Oppenberg und gibt bis heute eine der bedeutendsten und zugleich politisch saubersten Tageszeitungen, die von Jens Feddersen brillant redigierte *Neue Ruhr Zeitung*, heraus.

Die erste Nummer der *Ruhr Zeitung* – Traum eines Jour-

nalisten! Die Schlagzeilen lauteten: »*Die Waffen wurden gestreckt. Deutschland ergab sich bedingungslos – Am 8. Mai 1945, um Mitternacht, erscholl der Befehl: ›Feuer einstellen!‹ – Keitel und Jodl unterzeichnen.*« Die Spitzenmeldung lautete:

»*Paris. – Der Krieg in Europa ist beendet. Am Montag, den 7. Mai, um 2.41 Uhr morgens hat Deutschland bedingungslos kapituliert. Am 8. Mai, 1 Minute nach Mitternacht, haben alle Armeen den Befehl zur Einstellung des Feuers erhalten. Die Bevollmächtigten des deutschen Oberkommandos haben in Reims, im Hauptquartier des Obersten Befehlshabers der Alliierten Streitkräfte, General Dwight D. Eisenhower, die bedingungslose Kapitulation angenommen und unterschrieben.*«

Nach meiner Rückkehr aus Essen erwartete mich in Bad Nauheim die gute Botschaft, auf die ich seit Monaten gewartet hatte. Mein Freund aus Camp Ritchie, Captain (später Major) Hans Wallenberg, der an der Invasion von St. Tropez mit der 7. Armee teilgenommen hatte, war mir endlich zugeteilt worden. Nun stand mir ein »*Professional*«, ein wahrer Vollblutjournalist zur Seite.

Die Anwesenheit des Berliner-Amerikaners Hans Wallenberg war für mich um so beruhigender, als mir die schwerste Aufgabe bevorstand: Die Gründung der ersten »amerikanischen« Zeitung in Berlin.

Die erste Zeitung in der Reichshauptstadt konnte nicht »ex abrupto« gegründet werden, wie das bei den anderen Zeitungen wie der *Hessischen Post* (Kassel), der *Stuttgarter Stimme* und dem *Braunschweiger Boten* der Fall gewesen war. Im übrigen scheint mir auch über dieses »ex abrupto« noch das eine oder andere der Aufzeichnung wert.

Bei der Gründung der *Hessischen Post* starb ich beinahe eines höchst unwürdigen Todes. Die Druckerei in der zer-

störten Stadt Kassel befand sich in einem besonders schlimmen Zustand. Ich war am Abend angekommen und hatte keine Gelegenheit gehabt, mich im Gebäude umzusehen. Mitten beim Umbruch fragte ich einen Drucker nach der Toilette. Das Gebäude hatte, außer in den Maschinensälen, kein elektrisches Licht. Ich tastete mich nach der Toilette durch. Plötzlich, während ich an der Toilette stand, kam mir zum Bewußtsein, daß es in einem geschlossenen Raum nicht ganz so kalt sein könnte. Ich suchte die Wand: sie war nicht vorhanden. Die Toilette hatte nur drei Wände – ich stand am Rande eines zwei Stock tiefen Abgrunds. Zwanzig Jahre später besaß Deutschland Zeitungspaläste, die denen Englands und Amerikas nicht nachstehen.

Erschütternd war dagegen die Episode, die ich in Braunschweig erlebte. Mein Fahrer Whitey war erkrankt, ich war mit einem anderen Armeefahrer – zufällig einem deutschen Flüchtling – nach Braunschweig gefahren. In der Nähe der Druckerei wurde uns ein beschlagnahmtes Haus zugewiesen. Schon nach kurzem bemerkte ich den verstörten Ausdruck in den Zügen meines Fahrers. Verwirrt, beinahe bestürzt, als suche er etwas, irrte er in den Räumen des halbleeren, ungastlichen Hauses herum. »Was haben Sie, Bob?« fragte ich. »Ich weiß nicht«, sagte er, »ich habe das Gefühl, daß ich dieses Haus kenne.« – »Das ist nicht ausgeschlossen«, bemerkte ich. »Sie sind ja, soviel ich weiß, in Braunschweig geboren.« Er nickte. Am nächsten Tag hatte Bob, der noch nicht acht Jahre alt gewesen war, als ihn seine Eltern auf die Flucht aus Braunschweig mitnahmen, Erkundigungen eingezogen. Wir hatten die Nacht in seinem väterlichen Haus verbracht. Es war nach der »Machtergreifung« von einem Nazibonzen den Besitzern entwendet worden.

Heiterer war ein Erlebnis in Stuttgart – ich erzähle es, ob-

wohl es wohl nur von Journalisten ganz verstanden werden wird. Ich bereitete die *Stuttgarter Stimme* vor, als ein Oberstleutnant erschien, der sonst im Hauptquartier der Informationsabteilung arbeitete. Er erzählte mir, er sei in Amerika Journalist gewesen und verstehe sich auf die *»mise en page«*. Wie immer litt ich unter Personalmangel: es war mir höchst willkommen, daß er den Umbruch übernahm. Als ich aber doch, der Sicherheit halber, den Umbruchsaal betrat, schlug mir unterdrücktes Lachen entgegen. Der Metteur hatte meinem »Kollegen« den Bürstenabzug einer frischen Seite mit der Bemerkung: »Es sind acht Zeilen zuviel« zur Kürzung übergeben. Mit einer grandiosen Geste hatte der Oberstleutnant ausgerufen: »Macht nichts – die Seite geht!« Anscheinend glaubte der »Journalist«, man könne sich mit einem Befehl auch über die eisernen Gesetze der Drucktechnik hinwegsetzen.

Weltpolitik in der Filmkolonie

Nun aber stand mir das Berliner Abenteuer bevor. Mit einem »großen« Team von fünf Mann, einschließlich Wallenberg, übersiedelte ich für kurze Zeit nach Berlin.

Die Vorbereitungen zur Herausgabe der *Allgemeinen Zeitung*, wie ich sie nannte (ihr Nachfolger wurde der Berliner *Tagesspiegel)*, wurden durch einen historischen »Zwischenfall« unterbrochen.

Am Morgen des 17. Juli 1945 saß ich in meinem Zimmer in dem halbzerstörten Ullsteinhaus in Berlin-Tempelhof. Gegen elf Uhr morgens erschien bei mir ein amerikanischer Fregattenleutnant, der den Auftrag hatte, mich unverzüglich an einen »nicht näher bestimmten« Ort zu bringen. Dem geheimnisvollen Befehl folgte eine ebenso geheimnisvolle Fahrt durch

die glühendheiße zerstörte Stadt. Als wir in die Nähe von Neubabelsberg kamen, war der Weg durch Straßensperren abgeschlossen. Mein stummer Begleiter mußte allerlei Papiere vorweisen, bis wir die Kontrollen passieren konnten.

Nun befand ich mich in der verhältnismäßig gut erhaltenen Filmkolonie, wo Filmateliers gestanden und viele Prominente der Leinwand ihre Villen errichtet hatten. Vor einer dieser Villen kam mir mein damaliger Schwiegervater, der amerikanische Botschafter Joseph E. Davies, entgegen. Die Überraschung hätte nicht größer sein können; ich hatte ihn in Washington vermutet. Er erklärte mir, ich sei ihm auf seinen Wunsch »für die Dauer der Potsdamer Konferenz« als Adjutant zugeteilt worden.

Damals hörte ich zum erstenmal von der Potsdamer Konferenz; ich ahnte nicht, daß es ein geschichtlicher Begriff werden würde. Noch weniger ahnte ich, daß hier die drei Siegermächte sich anschickten, die Oder-Neiße-Linie festzulegen und das besiegte Deutschland in Besatzungszonen aufzuteilen. Immerhin war ich der einzige Außenstehende, der überhaupt wußte, daß die Konferenz zwischen den »Großen Drei« – Truman, Churchill und Stalin – in Potsdam stattfand. Wohl hatten die Deutschen gehört, daß »irgendwo in Deutschland« die drei Sieger über das Schicksal des Landes berieten, aber daß das im Palais Cäcilienhof in Potsdam – einst Landsitz des Kronprinzen Wilhelm, später deutsches und russisches Lazarett – geschehen sollte, war nicht einmal den Generalen der Besatzungsmächte bekannt.

Ich hatte schon damals das Gefühl, daß sich die drei Siegermächte zwar einig waren, Deutschland aufzuteilen und für immer die Auferstehung eines kriegslüsternen Deutschland zu verhindern, daß sie sich aber gegenseitig dennoch mißtrauten. Bei allen Gesprächen, die in den Villen der amerikanischen

Delegation geführt wurden, schien es hauptsächlich darum zu gehen, das Mißtrauen der Russen zu zerstreuen. Mein Schwiegervater, der Botschafter in Moskau gewesen war, pendelte den ganzen Tag zwischen dem Sitz Trumans in der Kaiserstraße 2 und Stalins Haus hin und her. Seine Mission bestand vornehmlich darin, Stalin zu überzeugen, daß England und Amerika nicht gegen die Sowjetunion sich verschwören würden und daß es ihnen um die Vernichtung eines kriegerischen Deutschland ernst war.

Überaus interessant war für mich auch die Einstellung der Konferenzteilnehmer zu dem abwesenden Frankreich. Zwar wurde hier hohe und höchste Politik gemacht, aber sie war noch ganz von militärischem Denken beherrscht. Will man die Wahrheit nicht entstellen, dann muß man sagen, daß weder die Amerikaner noch die Engländer noch die Russen Frankreich als eine Siegermacht betrachteten. »Die Franzosen«, sagte mir eines Abends mein Schwiegervater, »haben 1914/1918 den Krieg gewonnen, aber gleich darauf den Frieden verloren. Diesmal wollen sie es umgekehrt machen: sie haben 1940 den Krieg verloren und wollen 1945 den Frieden gewinnen.« Bei einer Cocktailparty im Haus Stalins unterhielt ich mich mit einem russischen General über Frankreich – er hatte mein Frankreichbuch *Ob tausend fallen*, Pflichtlektüre der sowjetischen Armee, gelesen. Der General sprach mit unverhohlener Verachtung über die kriegerischen Leistungen der Franzosen und spottete über die »Höflichkeit«, mit der die Amerikaner ihren französischen Verbündeten die Eroberung von Paris »überlassen« hatten. Das alles mochte der Wahrheit sehr nahe kommen – es war dennoch bezeichnend für die Tatsache, daß anscheinend niemand an die Rolle dachte, die Frankreich in einem befriedeten Europa spielen würde.

Für mich, dem es vor allem darum ging, bei dieser Gelegen-

heit etwas über die Stimmung Deutschland gegenüber und über die künftige Deutschlandpolitik zu erfahren, fiel die Abwesenheit einer durchdachten Deutschlandpolitik auf. Es war schmeichelhaft für mich, daß mir eines Abends, als wir bei Truman speisten, der Präsident der Vereinigten Staaten eine halbe Stunde lang gespannt zuhörte – gespannt, sage ich, denn alles, was ich über Deutschland zu erzählen wußte, schien ihn im höchsten Maße zu überraschen. Er sah mich an, als käme ich aus Afrika, als berichtete ich über eine Großwildjagd. Auch für diesen wohlwollenden und, wie ich glaube, bedeutenden Mann war Deutschland eine amorphe Masse: aus einem »Volk ohne Raum« war ein Raum ohne Volk geworden. Einer seiner Berater meinte beschwichtigend, Deutschland werde »fünfzig Jahre brauchen, um sich auch nur halbwegs zu erholen« – wer wollte sich da um die Möglichkeiten einer demokratischen Entwicklung, um die Gefahren eines Rückfalls in blinden Nationalismus ernstlich kümmern? Sollte, frage ich mich heute, das zynische Scherzwort des Schriftstellers Anton Kuh – »Wie sich der kleine Moritz die Weltgeschichte vorstellt – so ist sie« – am Ende zutreffen?

Was allerdings die Russen dachten, hätte wohl auch ein Eingeweihterer als ich kaum zu sagen vermocht. Nicht gering war indes der Eindruck, den die Persönlichkeit Stalins auf mich machte. Er war viel kleiner, als ich ihn mir vorgestellt hatte, und liebte es, sich in Positur zu werfen. In seiner weißen Uniform erinnerte er mich an die alten Zarenbilder. Obwohl er selbst Präsident Truman als Vorsitzenden der Konferenz vorgeschlagen hatte, gebärdete er sich durchaus als der Gastgeber von Potsdam. Ich muß sagen, daß er sich für diese Rolle um so mehr eignete, als er nicht nur den Eindruck einer großen Persönlichkeit machte, sondern auch ungemein charmant sein konnte. Kein Gesellschaftslöwe hätte sich liebenswürdiger ge-

ben können, als es der sowjetische Diktator bei einem Empfang tat, den er für die Delegationen gab.

Jedesmal, wenn wir durch die schönen Wälder den Weg nach Potsdam zurücklegten, wurde mir jedoch bewußt, daß wir es mit dem gefürchtetsten Diktator der Welt zu tun hatten, also mit einem Mann, der sich fürchtet. Während Truman und Churchill innerhalb der Absperrung fast gar nicht bewacht wurden, sorgten Hunderte von russischen Soldaten für die Sicherheit Stalins. Von der Villa Stalins an – sie lag auf halbem Weg zwischen Filmkolonie und Hohenzollernsitz – säumten die Russen in dichten Reihen den schmalen Waldweg. Sie standen so nahe beieinander, daß ihre Gewehre bei der Ehrenbezeigung sich berührten. Es ist vielleicht symbolisch, daß die beiden Sieger aus dem Westen zwischen ihrem Wohnsitz und dem Konferenzort fast ausschließlich russischen Soldaten begegneten.

Erste Nummer: Die Atombombe

Einen weiteren großen Eindruck gewann ich am 28. Juli. Churchill war bei den englischen Wahlen gestürzt worden und mußte seinen Sitz an den neuen Premierminister Clement Attlee abgeben. Mit anderen Offizieren beobachtete ich aus einem Fenster des Cäcilienhofes, das auf den Schloßhof hinausging, wie der neue Ministerpräsident eintraf und von der abtretenden Delegation empfangen wurde. Es spielte sich alles so nobel, so *gentlemanlike* ab wie der Postenwechsel vor dem Buckingham Palace. Eine Stunde später mußte ich Botschafter Davies ein Telegramm bringen und den Sitzungssaal betreten, wo die Großen der Welt um einen runden Tisch saßen. Die Beratungen waren in vollem Gange, denn die neue Delegation unter Attlee hatte den Faden genau dort aufgenommen, wo er

von Churchill fallen gelassen worden war. Die Demokratie funktionierte noch ohne Fehl.

Am Vorabend der letzten Tagung, am 1. August, fuhr ich nach Berlin zurück – ein tragisch verhinderter Journalist fürwahr, denn ich durfte in der *Allgemeinen Zeitung*, die bald darauf erscheinen sollte, kein Sterbenswörtchen von der Potsdamer Konferenz erwähnen. Später, in einem Feuilleton, schilderte ich dennoch die schicksalsschwere Zusammenkunft, verschwieg aber, daß sie vor den Toren der gemarterten Stadt, in einem Hohenzollern-Schloß und in einer Filmkolonie, stattgefunden hatte.

So näherte sich der 7. August, an dem die *Allgemeine Zeitung* zuerst erscheinen sollte. Und welchen Tag hatten wir, ahnungslos, für unsere Berliner Premiere gewählt!

Am Nachmittag des 6. August saß ich über die Manuskripte für die erste Nummer gebeugt, als mir ein Sergeant den Besuch von »zehn oder zwölf amerikanischen Kriegsberichterstattern« meldete.

Ich nahm an, die Herren wollten mich besuchen, um Näheres über die erste Berliner Zeitung zu erfahren. Gleich darauf zeigte sich, daß sie für die *Allgemeine* nicht das geringste Interesse bekundeten. Sie okkupierten mein Zimmer, machten es sich in den Sesseln und auf den Tischen bequem und bestürmten mich mit Fragen wie: »Was sagen die Deutschen dazu?« – »Was denken die Berliner jetzt?« – »Welchen Eindruck hat die Sache auf die deutsche Bevölkerung gemacht?«

Welche Sache? Ich hielt mich, wie das in einem solchen Fall geboten scheint, mit Naturlauten über Wasser. Mein einziger Gedanke war, den Inquisitoren so schnell wie möglich zu entgehen und mich in den Monitorraum zu begeben, wo meine »Abhörer« den ausländischen Rundfunkstationen lauschten.

Als ich das Zimmer betrat, wurde ich gleich der erregten

Gesten gewahr, mit denen mich Ernest L. Wynder, den Kopfhörer auf den Ohren, empfing. (Über »Erni« Wynder wird noch zu sprechen sein. Der aus dem Rheinland stammende Medizinstudent, den ich seiner Sprachkenntnisse halber für meine Einheit gewonnen hatte, ist der Mann, der als erster den Erreger von Lungenkrebs im Tabak gefunden hat. Er ist heute Universitätsprofessor in Amerika und Kandidat für den Nobelpreis.)

Ich gab Wynder ein Zeichen, den Hörer abzulegen.

»Soeben ist die Nachricht durchgegeben worden«, sagte er, »daß unsere Luftwaffe die Atombombe über Hiroshima in Japan abgeworfen hat. Es soll eine Bombe sein, die vieltausendfach stärker wirkt als alle bisher bekannten Bomben. Man spricht von fünfzigtausend bis siebzigtausend Toten.«

Ich eilte in mein Zimmer zurück, um die amerikanischen Korrespondenten von der »Reaktion« des deutschen Volkes zu unterrichten.

Sobald es mir gelungen war, die Amerikaner loszuwerden, schickte ich meine Reporter aus, um Berlins wahre Reaktion auf die Atombombe zu erfahren. Einer von ihnen erhielt den Auftrag, um jeden Preis den Universitätsprofessor Dr. Otto Hahn zu finden.

Dann saß ich Wallenberg stumm gegenüber.

Nach einer Weile sagte Wallenberg:

»Ich glaube, noch keine Zeitung hatte für ihre erste Nummer eine solche Sensation. Ich bin nicht sicher, ob ich nicht lieber auf sie verzichtet hätte.«

Viertes Kapitel

EISENHOWER, MILITÄRS UND NSDAP

Heute, mehr als zwanzig Jahre nach der Stunde Null, denke ich mit gemischten Gefühlen an die Reaktion, welche die Atombombe von Hiroshima bei den Deutschen auslöste.

Die Reporter der *Allgemeinen Zeitung* und die amerikanischen Meinungsforscher stellten fest, daß der Abwurf der Atombombe vornehmlich ein Gefühl der – Erleichterung ausgelöst hatte. Die Deutschen wurden sich bewußt, daß ihnen, hätten sie Hitlers Parolen auch nur einige Monate länger befolgt, das gleiche Schicksal wie den Japanern widerfahren wäre. Von humanitären Gefühlen war wenig wahrzunehmen. Allgemein herrschte die Meinung vor, der Krieg werde nun auch im Fernen Osten bald beendet werden; die westlichen Alliierten würden sich dann mit größerer Aufmerksamkeit dem Aufbau Deutschlands widmen können. Zu dem Gefühl der Erleichterung trug auch die Tatsache bei, daß die Amerikaner, nicht die Russen, die Atombombe besaßen, wobei sich zwölf Prozent der von uns Befragten wunderten, warum eine so überlegene Macht, wie es die USA waren, die Atombombe nicht »gleich auch über der Sowjetunion« abgeworfen hatte. Von jener moralischen Entrüstung gegenüber den Amerikanern, die sich zwanzig Jahre später, etwa während des Vietnam-Konflikts, zeigen sollte, war nichts zu merken.

Die erste Nummer der *Allgemeinen Zeitung* war erschienen. In dieser Nummer leistete ich mir einen Schnitzer, der mich manche schlaflose Nacht kostete.

Heine, Kerr und der Anschluss

Als mein »*livre de chevet*« hatte ich während des ganzen Krieges das Buch *Es sei wie es wolle, es war doch so schön* von Alfred Kerr mit mir herumgetragen. Nun traf, als wir die erste Nummer vorbereiteten, aus Düsseldorf die Meldung ein, daß Heinrich Heines Geburtsstadt ihren späten Dank an ihren größten Sohn durch die Errichtung eines Denkmals abtragen wolle. Da fiel mir die wunderbare Rede ein, die Kerr bei der Enthüllung des Heine-Denkmals am 13. August 1926 in Hamburg gehalten hatte – kurz entschlossen, mit einem Motto versehen, sandte ich die in dem Buch festgehaltene Rede in die Druckerei. Als ich am Morgen die Zeitung Zeile für Zeile las, bemerkte ich – es war mir früher nie aufgefallen –, daß Kerr den Bildhauer des Hamburger Standbildes mit den folgenden Worten gefeiert hatte: »*Die Schöpfung unsres großen Meisters Lederer, dieses Deutschösterreichers, welcher den Anschluß längst gefunden hat; der auch Bismarcks unvergleichliche Denksäule dieser herrlichen Stadt schuf* ...«

Da stand es nun, schwarz auf weiß, in der Berliner Zeitung der Amerikaner, daß es einen »Deutschösterreicher« gab, dem es – lange vor Hitler – überaus lobenswert geschienen hatte, den »Anschluß« zu »finden«. Ich hätte es verstehen können, wenn mich meine Vorgesetzten auf die Teufelsinsel verbannt hätten.

Nichts dergleichen geschah, und das ist der Grund, warum ich diese Episode erwähnt habe. Man kann heute einen Krieg nicht mit Waffen allein führen, man muß auch ein Wörterbuch besitzen. Von meinen unmittelbaren Vorgesetzten konnte keiner, von meinen mittelbaren Vorgesetzten verstand ein einziger Deutsch. Bis die Zeitungen, die wir veröffentlichten, von einem Linguistenteam in Paris ausgewertet wurden, waren

sie so alt, wie es nur Zeitungen sein können – Zeitungen, man verzeihe mir den Vergleich, sind wie Hunde; sie altern in einem Tag um sieben Tage. Das heißt aber, daß mir und meinem kleinen Team in diesen Monaten eine geradezu übermenschliche Verantwortung aufgebürdet war – wenn es in der Armee irgendwo das Gegenteil von »Befehlsempfängern« gab, dann waren es wir.

Die Zeitungen, die wir – vor der Gründung der *Neuen Zeitung* – in Augsburg und Braunschweig, in Kassel und Heidelberg, in Frankfurt und Stuttgart publizierten, aber auch die *Allgemeine Zeitung* in Berlin, waren Experimente: als solche hatten sie keine Ähnlichkeit miteinander.

Was wußten wir vom deutschen Leser?

Ich hegte schon damals Zweifel am wissenschaftlichen Wert der Meinungsforschung. Der gute Journalist ist nicht zuletzt deshalb ein guter Journalist, weil er sein Publikum instinktiv erfaßt – größer als die Gefahr, das Publikum zu verkennen, ist die Gefahr, sich ihm bedingungslos zu unterwerfen. Dennoch verschloß ich mich nicht den Berichten, die unser *Intelligence Service* einigen Auserwählten zuleitete. Aus einem dieser vertraulichen Berichte, der das Datum des 12. August 1945 und die Nummer 81 trägt – heute ist er längst nicht mehr »*confidential*« –, möchte ich einige Absätze in gekürzter Form zitieren:

»STELLUNGNAHME ZU DEN ALLIIERTEN. – Am unpopulärsten sind zweifellos die Russen. Auch heute halten 92 Prozent der Befragten die Russen für ein ›minderwertiges‹ Volk. Die Deutschen können und wollen nicht verstehen, daß sie ›sogar‹ von Russen besiegt worden sind. Hier sind starke Revanchegefühle wahrnehmbar. Die meisten Deutschen hatten offenbar gehofft, die Russen würden gezwungen werden, das zerstörte Deutschland aufzubauen. Auf unsere Frage:

›Haben Sie angenommen, daß die westlichen Alliierten zusammen mit den Deutschen gegen die Sowjets Krieg führen werden?‹ antworteten 72 Prozent im bejahenden Sinne ... An zweiter Stelle stehen wir (die Amerikaner). Es ist erstaunlich, daß man uns allgemein feindlicher gegenübersteht als Franzosen und Engländern. Eine psychologische Auswertung der Meinungsbefragung ergibt, daß das auf zwei Gründe zurückgeht. Erstens: Es heißt allgemein, die Engländer und Franzosen seien zum Krieg ›gezwungen‹ worden, während die Amerikaner freiwillig in den Krieg gegen das Reich eintraten. Man nimmt an, daß sich Franzosen und Engländer so benehmen würden, ›wie das nach einem Krieg üblich ist‹, während man die Amerikaner ›verdächtigt‹, ihre eigenen Lebensformen (Demokratie) dem deutschen Volk aufzwingen zu wollen. Zweitens: Der Gedanke, daß wir einen ›jüdischen Krieg‹ geführt haben, ist nach wie vor vorherrschend ... Den Engländern wird eine gewisse ›Korrektheit‹ nachgerühmt. Zu ihrer relativen Beliebtheit trägt es auch bei, daß sie nicht so ›reich‹ sind wie wir: das Element des Neides entfällt. Am beliebtesten sind die französischen ›Erbfeinde‹, wahrscheinlich, weil man annimmt, mit den Franzosen am leichtesten fertig werden zu können.

NATIONALSOZIALISMUS. – Es herrscht die Tendenz vor, einzelne Personen, insbesondere Hitler, für alle Greueltaten des Regimes verantwortlich zu machen. Hier werden starke Widersprüche offenbar. Eine Überprüfung der Ansichten (cross-checking) ergibt, daß auch von Personen, die immer noch als Nationalsozialisten angesehen werden können, 84 Prozent sich von der Person Hitlers distanzieren. Dagegen haben 53 Prozent der Befragten erklärt, Hitler habe von den Greueltaten in den Konzentrationslagern ›nichts gewußt‹.

ANTISEMITISMUS. – Der latente Antisemitismus äußert

sich bei allen Befragungen. Er scheint auch dort ein motivierendes Gefühl zu sein, wo sich der Befragte von allen nationalsozialistischen Sympathien frei wähnt. Besondere Bedeutung kommt der Beantwortung der Frage zu: ›Glauben Sie, daß Deutschland auch dann den Krieg verloren hätte, wenn die Juden nicht verfolgt worden wären?‹ Mehr oder weniger qualifiziert haben 64 Prozent der Befragten erklärt, die Judenverfolgungen seien ›entscheidend‹ dafür gewesen, daß Deutschland den Krieg verloren hat. Viele dieser Befragten äußerten sich überaus ablehnend gegenüber den anti-jüdischen Maßnahmen des Reiches. Dennoch ist ihnen antisemitisches Gedankengut insofern eigen, als sie von der ›Macht‹ des ›Weltjudentums‹ überzeugt sind.

POLITIK. – Bei mehr als 90 Prozent der Befragten zeigt sich eine politische Müdigkeit. Sie ist wohl in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die überwiegende Mehrheit der Deutschen überzeugt ist, Politik werde in Zukunft über die Köpfe der Deutschen hinweg gemacht werden. Dreiundsiebzig Prozent der Befragten glauben nicht an eine deutsche Selbstbestimmung innerhalb der nächsten fünfzehn Jahre. Auf die Frage: ›Warum wollen Sie nichts von Politik wissen?‹ antworteten 67 Prozent: ›Weil Politik zum Krieg führt.‹ Vielfach wird die Meinung vertreten, daß der wirtschaftliche Neubeginn ›ohnedies keinen Sinn‹ habe.

PRESSE. – Die ›amerikanischen Zeitungen für die deutsche Bevölkerung‹ sind populärer, als man annehmen möchte. Eine Befragung in Berlin ergab, daß 91 Prozent der Leser die ›Allgemeine Zeitung‹ für eine ›anständige Zeitung‹ halten. Im Widerspruch hierzu äußerten sich 66 Prozent zur Frage, ob die ›amerikanischen Zeitungen die volle Wahrheit‹ veröffentlichen, in negativem Sinne. Offenbar ist die Popularität unserer Zeitungen auf den Vergleich mit der nationalsoziali-

stischen Presse zurückzuführen. Vierundachtzig Prozent der Befragten erklärten, die nationalsozialistische Presse habe ›stets gelogen‹, 15 Prozent meinten, sie habe ›nicht immer‹ die Wahrheit geschrieben, nur ein Prozent glaubte, die Hitler-Presse habe sich im wesentlichen an die Wahrheit gehalten. Die Frage nach der Aufmachung der amerikanischen Zeitungen wurde, je nach der Region, verschieden beantwortet. Im Durchschnitt ergibt sich, daß 59 Prozent der Leser die Aufmachung bejahen, 36 Prozent haben verschiedene Einwände — ›zu sensationell‹, ›zuwenig Lesestoff‹, ›erhobener Zeigefinger‹, ›zuwenig Lokalnachrichten‹ —, während 6 Prozent die journalistische Aufmachung ohne weitere Begründung ablehnen.«

Diesem Bericht — einem von vielen, die mir auf den Tisch flogen — war, wie übrigens allen ähnlichen *Intelligence-Reports*, die Bemerkung beigefügt, daß alle Resultate der Meinungsbefragung *»with a grain of salt«*, also mit Vorsicht aufzunehmen seien, da *»Meinungsforschung für die Deutschen etwas Neues ist und sie ihr, auch dort, wo die Meinungsforscher Deutsche sind, mit äußerster Zurückhaltung begegnen. In 85 Prozent der Fälle befürchten die Befragten, daß ihre Antworten gegen sie verwendet werden könnten.«*

Ich wußte mit diesen Meldungen, denen das Hauptquartier große Bedeutung beimaß, wenig anzufangen. Zweierlei indes war mir klar: Wir durften keine gleichgeschalteten Zeitungen machen, und wir durften nicht zum Zeitungstyp von Weimar zurückkehren. Alles andere war ein Experiment. Deshalb mußte ich etwas zeitungsgeschichtlich Neues wagen. Unsere technischen Möglichkeiten erlaubten es uns nicht, in den zeitweilig sechzehn Zeitungen — mit einer zeitweiligen Gesamtauflage von achteinhalb Millionen Exemplaren hatte der größte Informationskonzern der Welt weniger als insgesamt zwanzig

redaktionelle Mitarbeiter – verschiedene Texte zu drucken. Mit Ausnahme der wenigen Lokalnachrichten und der kargen Mitteilungen örtlicher Gouverneure stand in allen Zeitungen dasselbe. Das hätte nun just nach jener Gleichschaltung ausgesehen, die ich um jeden Preis vermeiden wollte. Ich saß also in Bad Nauheim mit Schriftprobenbüchern von acht bis sechzehn Druckereien auf meinem Schreibtisch und richtete die gleichen Texte in sechzehn verschiedenen typographischen Formen ein. Neben »seriösen« Zeitungen gaben wir »Boulevardblätter« heraus, neben Großstadtzeitungen Provinzblätter, ohne den Inhalt wesentlich zu verändern – ein Experiment mit der reinen Zeitungstechnik, das zeigte, daß nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Presse die Form eine entscheidende Rolle spielt.

Schwarzer Markt – auch mit Zähnen

Das Experiment hatte daneben einen anderen, tieferen Sinn. So wenig wir vom deutschen Leser tatsächlich wußten, so wenig wußten wir vom deutschen Journalisten. Wir glaubten damals ernstlich, daß diejenigen, welche die NS-Presse geschrieben und redigiert hatten, für alle Zeiten eliminiert werden könnten – der Gedanke, daß später just die wackersten Propagandakompanie-Schreiber führende Stellungen einnehmen sollten, wäre uns absurd erschienen. Die neue deutsche Journalistengeneration aber – sie mußte erst gefunden, wenn nicht »erfunden« werden. Wir schielten also mit einem Auge nach dem Leser, mit dem anderen nach dem künftigen Journalisten: ihm sollten diverse Zeitungstypen »vorexerziert« werden.

Will man das alles mit einiger Objektivität beurteilen, so muß man vergessen, was heute in die Bestrebungen der

»Heeresgruppenpresse« alles hineingeheimnist wird. Wir hatten keine hintergründigen Absichten, hatten nur die Absicht, Zeitungen zu publizieren, die Nachrichten aus aller Welt brachten, die Geschichte des Dritten Reiches aufblätterten, den Deutschen wieder Männer wie Thomas Mann und Erfindungen wie das Penicillin vorstellten und die die unvermeidlich gewordene Niederlage Deutschlands halbwegs verständlich erklärten. Wir machten Zeitungen, sonst nichts. Wir hatten alle Hände voll zu tun, mit einer Armee fertig zu werden, die alles erzeugen wollte, nur keine Zeitungen. Und wir gaben die Zeitungen nur so lange heraus, bis die von uns unabhängigen Lizenzierungsgruppen meldeten, daß deutsche Herausgeber gefunden worden waren. In Stuttgart erschien unsere *Stuttgarter Stimme*, wenn ich mich recht erinnere, drei- oder höchstens viermal.

Der *Allgemeinen Zeitung* in Berlin war eine längere Lebensdauer bestimmt, als allen anderen »amerikanischen« Zeitungen außer der *Neuen Zeitung*. Das war nicht nur der Bedeutung Berlins wegen selbstverständlich, sondern auch, weil wir in Berlin mit einer neuen Situation konfrontiert waren: wir standen im Konkurrenzkampf. Unter der Führung des überaus begabten Peter de Mendelsohn (heute angesehener Schriftsteller und Rundfunkkommentator in London) rückten die englischen Zeitungsmacher in Berlin ein, und jenseits des Brandenburger Tores veröffentlichten die Russen ihre *Tägliche Rundschau*.

Ich tat, was mir am schwersten fiel: Nachdem Wallenberg und ich zusammen der *Allgemeinen Zeitung* ein Gesicht gegeben hatten, ließ ich meinen wertvollsten Mitarbeiter, von zwei meiner besten Leute, Peter Wyden und Eric Winters (jetzt Papierfabrikant in New York) unterstützt, in der ehemaligen Reichshauptstadt zurück. Zwar erhielt Wallenberg täglich aus

Nauheim das Material, das auch alle anderen Zeitungen erhielten – beispielsweise Walter von Molos historische Aufforderung an Thomas Mann, nach Deutschland zurückzukehren, oder das Feuilleton von Frank Thiess, in dem das Wort »innere Emigration« geprägt wurde –, aber wir einigten uns darauf, daß Wallenberg das Material nach Gutdünken verwenden, ihm sein eigenes Material hinzufügen sollte.

Wallenberg machte eine brillante Zeitung, neben der sich die Organe der anderen Besatzungsmächte provinziell ausnahmen. Die *Allgemeine Zeitung* wuchs und wuchs, so daß Wallenberg mit seinem amerikanischen Stab nicht auskam und sich entschließen mußte, deutsche Mitarbeiter zuzuziehen. In dieser Epoche der Improvisation geschah auch das ohne Genehmigung von oben: Wir nahmen es einfach auf uns, dem deutschen Nachwuchs eine Chance zu geben. Eine Reihe von heute prominenten deutschen Journalisten – beispielsweise Peter Boenisch, Chefredakteur der Springerschen *Bild-Zeitung* – begann bei der *Allgemeinen.* Nicht alle haben was sie dort lernten wieder vergessen.

Nur zwanzig Jahre sind es her, doch es sind Zeiten, von denen man sich kaum noch eine Vorstellung machen kann. Dafür ist eine Episode bezeichnend, die ich in meinem Berliner Tagebuch aufgezeichnet habe.

Eines Tages brachte mir mein Unteroffizier ein Paket, das mit der Militärpost aus Frankfurt eingetroffen war. Der Absender war ein mir unbekannter Sergeant in Frankfurt, den ich Smith nennen will. Das stattliche Paket war an mich persönlich adressiert. Als ich es öffnete und meine Hand in die Schachtel gleiten ließ, überlief mich ein kalter Schauer: meine Hand war voll von – Zähnen. Wir schütteten den Inhalt der gruseligen Sendung auf den Tisch – es waren mindestens zweihundert Zähne.

Etwa eine Woche später wurde mir ein Berliner Zahnarzt gemeldet, den ich Müller nennen will.

»Ich bin gekommen, um mir die Zähne abzuholen«, erklärte Dr. Müller, nachdem ich ihn empfangen hatte.

»Was für Zähne?«

»Die falschen Zähne, die mir Sergeant Smith geschickt hat, natürlich.«

Es stellte sich nun heraus, daß Sergeant Smith in Berlin stationiert gewesen war, wo er sich am Schwarzen Markt eifrig beteiligt hatte. Sein überaus einträgliches Geschäft bestand darin, sich aus Amerika falsche Zähne – eine Mangelware von höchstem Wert – kommen zu lassen, die er an Dr. Müller und andere deutsche Zahnärzte verkaufte. Nun war Smith plötzlich nach Frankfurt versetzt worden, und er wußte nicht, wie er die inzwischen eingetroffene »Ware« an Dr. Müller weiterleiten sollte. Ich war der einzige Amerikaner in Berlin, dessen Name ihm – aus dem Impressum der *Allgemeinen Zeitung* – bekannt war. Der Gedanke, daß ich nicht geneigt sein könnte, an dem Geschäft teilzunehmen, war Smith nicht gekommen.

Mein eigener Chauffeur nahm, wie ich erfahren mußte, am Schwarzen Markt teil. Er betrieb einen schwunghaften Handel mit Uhren, die er an russische Soldaten verkaufte. Da diese aber überzeugt waren, daß eine Uhr, um richtig zu gehen, ein schwarzes Zifferblatt haben und rund sein müsse, ließ sich mein Fahrer aus Amerika jene Ingersoll-Uhren kommen, die nicht nur den russischen Vorstellungen entsprechen, sondern auch für neunzig Cent in allen Drug-stores erhältlich sind. Andererseits hatten die Russen schnell gelernt: sie hatten etwas von Rubinen gehört und prüften geflissentlich die Zahl der Rubine in den Uhren. Die *»Mickey-Mouse-watches«* jedoch, wie man die Drug-store-Uhren nannte, besaßen keine Edelsteine. Deshalb ließ sich mein Chauffeur jedesmal eine

Flasche roten Nagellack mitliefern: mit Hilfe von Nagellack zauberte er so viele »Rubine« in die Uhren, wie es sich die russischen Soldaten nur wünschen konnten.

Das ganze besetzte Deutschland war ein Narrenschiff; ich kann es den Historikern nicht verübeln, wenn sie meinen, daß auch unsere Improvisationen auf dem Gebiet der Presse etwas absonderlich waren.

Der Herbst kam, und mit dem Herbst kam unser größtes Experiment im Jahre Null: die Gründung der *Neuen Zeitung.*

Der Entschluß, eine große, überregionale Zeitung ins Leben zu rufen, die auch nach der Lizenzierung aller anderen Blätter weiterexistieren sollte, wurde in Washington gefällt. Dort hatte man Blut geleckt. Die vertraulichen Berichte, die Washington aus Deutschland erreichten, sprachen von einem ungewöhnlichen Erfolg der »amerikanischen Zeitungen für die deutsche Bevölkerung«. Zugleich hieß es, daß die deutschen Lizenzträger – unter ihnen befanden sich Männer wie Theodor Heuss und Heinrich Knorr, welche die Lizenz für die Heidelberger *Rhein-Neckar-Zeitung* erhalten hatten, und Curt Frenzel, der die *Augsburger Allgemeine* zu einer der bedeutendsten Zeitungen Deutschlands ausbauen sollte –, es hieß also, daß die neuen Herausgeber den Amerikanern zwar dankbar waren, aber ihre Zeitungen in schöner Unabhängigkeit zu gestalten gedachten. Die Vereinigten Staaten brauchten eine Stimme in dem »neuen« und geheimnisvollen Land, bedurften ihrer um so mehr, als die Russen ihre eigenen Zeitungen diktatorisch regierten und die Konturen des Kalten Krieges sich allmählich, wenn auch noch kaum sichtbar, abzuheben begannen.

Die Wahl des Ortes, wo die überregionale Zeitung veröffentlicht werden sollte, wurde mir überlassen. Ich wählte München.

Das hatte mehrere Gründe. Der wichtigste war wohl, daß allein die nicht allzu schwer beschädigte Druckerei des *Völki-*

schen Beobachters in der Schellingstraße imstande war, eine Zeitung von überregionaler Bedeutung und Verbreitung zu produzieren. Wir hatten dort gleich nach der Besetzung Münchens die *Münchener Zeitung* ins Leben gerufen, die nun in *Die Neue Zeitung* aufgehen sollte. München war auch die geeignete Stadt, weil sie sich nicht weit von Frankfurt befindet, wo inzwischen der Militärgouverneur, General Dwight D. Eisenhower, in dem unversehrten IG-Farben-Gebäude – man nannte das Haus witzig das »GI-Farben-Haus« – sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Unweit von Frankfurt wieder, in Bad Homburg, hatte auch der Generalstab der ehemaligen Psychologischen Kriegführung, jetzt des Informationsdienstes, unter General McClure seine Residenz errichtet. Eine gewisse Rolle spielte schließlich das psychologische Moment: Ich betrachtete es als symbolisch für unseren Sieg über den Nationalsozialismus, daß die Stimme Amerikas aus der »Hauptstadt der Bewegung« und aus dem Haus des *Völkischen Beobachters* ertönen sollte.

Ich hatte für die erste Nummer einen Leitartikel von General Eisenhower vorgesehen, der, ausnahmsweise in zwei Sprachen – Deutsch und Englisch –, auf der ersten Seite erscheinen sollte. Ich hielt das aus vielen Gründen für angemessen, doch wollte ich damit auch den General für das Projekt gewinnen.

Die Streichhölzer des Generals MacArthur

Daß ich allen Grund hatte, auf die Eitelkeit der hohen Generalität zu spekulieren, dafür spricht eine Episode, die ich erwähnen muß, wenn es dazu auch notwendig sein wird, den chronologischen Ablauf des Geschehens zu unterbrechen.

Vom ersten Tag des Krieges an hatte es sich als ungemein schwer erwiesen, die Militärs von der Notwendigkeit einer

Kriegführung zu überzeugen, die auf der Überlegenheit der Idee, nicht nur auf der Überlegenheit der Waffen beruhte. Die erbittertsten Feinde der Psychologischen Kriegführung waren auf der britischen Seite General Bernard Montgomery, auf der amerikanischen Seite Douglas MacArthur. Der Krieg im Pazifischen Ozean war schon weit fortgeschritten, als im Fernen Osten immer noch kein Flugblatt abgeworfen worden, noch keine Stimme der Propaganda über den Rundfunk ertönt war. In Washington wurde ein »Kriegsrat« zusammengerufen – auf der Tagesordnung stand nicht die Frage, wie man den Feind besiegen, sondern wie man dem Oberkommandierenden im Pazifik, General MacArthur, den Gedanken der Psychologischen Kriegführung »verkaufen« könne.

Auf dieser Konferenz, an der ich teilnahm, hatte C. D. Jackson den glänzenden Einfall, General MacArthur durch die Aufforderung zur Mitarbeit zu »bestechen«. Wir schlugen ihm vor, mehrere Millionen flache Streichholzpackungen über Japan abwerfen zu lassen – die Japaner, die empfindlichen Mangel an Streichhölzern litten, würden zweifellos nach diesen Gegenständen greifen. Auf der einen Seite des Heftchens sollte ein Brustfoto des Generals mit seinem berühmten Satz: »*I shall return*« abgebildet werden, auf der anderen sollte eine Aufforderung an die Japaner stehen, deren Redaktion wir dem Oberkommandierenden anheimstellten.

Die Idee mit den Zündhölzern fand bei MacArthur sofort zündenden Beifall. Es war ihm auch etwas fürwahr Revolutionäres für die Rückseite eingefallen. Diese sollte den General – »in ganzer Figur« darstellen. Die Zündholz-»*Leaflets*«, überflüssig zu sagen, wurden gedruckt und über Japan abgeworfen. Zwar möchte ich bezweifeln, daß sie auch nur einen einzigen Japaner für die Sache der Alliierten gewannen, aber sie gewannen MacArthur für die Sache der Psychologischen Krieg-

führung. Von Stund an hatten wir keine Schwierigkeiten mehr im Gebiet General MacArthurs.

General Eisenhower erklärte sich bereit, *Die Neue Zeitung* mit seinem Namen zu ehren. Ich wurde in das IG-Hauptquartier nach Frankfurt beschieden.

Eisenhower wirkte ganz anders als unter seinen Soldaten, wo ich ihn jahrelang beobachtet hatte. Beinahe zwei Stunden währte sein von mir nur selten unterbrochener Monolog: von dem berühmten Eisenhower-Lächeln war nichts zu merken. Er erkundigte sich nach nichts und schien auch auf »seine« Zeitungen keinen Einfluß nehmen zu wollen: entweder meinte er, daß man mit improvisierten Befehlen den Frieden ebenso gewinnen könne, wie man damit Schlachten gewonnen hatte, oder das besiegte Volk war ihm so fremd, daß er einer wenn auch nur indirekten Berührung mit der öffentlichen Meinung in Deutschland auswich.

Während er diktierte – in seiner eigenen Fassung hätte der Artikel zwanzig Seiten eingenommen –, beobachtete ich die Theatralik seiner Gesten. Seine Schritte beschrieben auf dem dicken Teppich fast immer eine regelmäßige Acht, aber sobald eine Folge von Gedanken ihrem Höhepunkt zustrebte, näherte sich der Gouverneur seinem Lehnstuhl, in den er sich genau im selben Augenblick fallen ließ, in dem der entscheidende Satz zu Ende kam. Es war, als wollte er mit dieser Bewegung einen unmißverständlichen Punkt hinter seine Sentenzen setzen: So, nun habe ich es gesagt, so ist es. Ich hätte schon damals ahnen müssen, daß sich Eisenhower in Gedanken bereits im Präsidentenstuhl des Weißen Hauses sah.

Daß es zuweilen tatsächlich nicht leicht ist, keine Satire zu schreiben, wird man mir zugeben, wenn ich zwei Absätze der Eisenhowerschen Erklärung, wie sie am 18. Oktober in der *Neuen Zeitung* erschien, wörtlich zitiere:

»Die Säuberung von nationalsozialistischen Elementen«, hieß es da, *»muß mit allen gebotenen Mitteln vorwärtsgetrieben werden. Betroffen sind nicht nur Parteimitglieder, sondern all jene, die auf diese oder jene Weise vom Nationalsozialismus profitiert haben. Es gibt nirgends unersetzliche Nationalsozialisten. Der Nationalsozialismus muß vernichtet werden, und alle Mitglieder der NSDAP sowie ihrer angegliederten Organisationen müssen von ihren Posten entfernt werden. – Der Militarismus muß zusammen mit dem Nazismus vernichtet werden, die physische Entmilitarisierung wird tatkräftig durchgeführt werden, aber sie allein kann nicht garantieren, daß Deutschland in der Zukunft nicht die Welt wieder in einen neuen Krieg zwingt. Militärisches Denken muß aus der deutschen Gedankenwelt ausgeschaltet werden. Für alle zivilisierten Nationen der Erde gilt Aggression als unmoralisch; die Deutschen müssen aber zu dieser selbstverständlichen Wahrheit erzogen werden.«*

Also sprach der spätere Präsident der Vereinigten Staaten, der Gouverneur des besetzten Deutschland, der General der Armeen Dwight D. Eisenhower – der nämliche, der seine Politik kaum sieben Jahre später Foster Dulles anvertraute und dem jungen Deutschland die Uniform aufzwang. *Difficile est satiram non scribere?* Aber nein. *Impossibile est satiram non scribere.*

Wie sich übrigens Eisenhower die »Umerziehung« vorstellte – eine radikal-militärische und noch dazu improvisierte Umerziehung, die nur dank einer Handvoll Intellektueller und Emigranten in Uniform, denn so paradox ist die Geschichte, nicht durchgeführt wurde –, das also erfuhr ich wenige Tage später am eigenen Leibe.

Nachdem ich den Leitartikel im Manuskript vorgelegt hatte, wurde ich wieder nach Frankfurt beordert. Dort empfing mich

ein Generalmajor, der mir mitteilte, Eisenhower habe ursprünglich — wegen der »groben Verfälschung« seiner Worte — die Absicht gehabt, mich vor ein Kriegsgericht zu stellen. Sollte ich die antimilitaristischen Tendenzen meines höchsten Kriegsherrn mißverstanden haben? Sollte er sich entschlossen haben, den »Mitgliedern der NSDAP und ihrer angegliederten Organisationen« gegenüber eine mildere Haltung einzunehmen?

Ich schielte über den Schreibtisch hinweg auf mein Manuskript, das vor dem General lag. Ein einziges Wort war rot angestrichen: so schlimm konnte meine »Fälschung« kaum gewesen sein.

»Sie haben geschrieben«, sagte der General, etwas milder gestimmt, »daß die Deutschen ein *›Volk von Pionieren‹* werden müssen. Das hat der General nie gesagt. Wissen Sie denn nicht, daß das Wort *›Pioniere‹* an unsere Vorfahren gemahnt? Die Deutschen können nie Pioniere, sie können höchstens friedliche Arbeiter werden. Das Wort *›Pioniere‹* ist durch *›Peaceful workers‹* zu ersetzen.«

Die Korrektur wurde durchgeführt; der Weg für *Die Neue Zeitung* war frei. Es hieß Abschied nehmen von Bad Nauheim.

Der Abschied war nicht ohne Wehmut. Ich stand ein letztes Mal vor der Villa Thielemann, von wo Europas größter und merkwürdigster Zeitungskonzern regiert worden war. Es war eine Villa der Jahrhundertwende; ihre Erbauer hatten nichts Böses geahnt. Die Fenster meines Zimmers standen offen. Dort, hinter den Spitzenvorhängen, hatte ich oft sechzehn Stunden des Tages verbracht. Mein Einzug hatte sich so plötzlich vollzogen, daß ich nicht einmal Zeit gehabt hatte, das Klavier des Villenbesitzers aus meinem Zimmer entfernen zu lassen — manchmal, um zwei Uhr morgens, hatte sich Leut-

nant Zinner (Bruder des Gatten von Elisabeth Bergner) an den Flügel gesetzt, um Wiener Lieder zu spielen. Jetzt zog die erste deutsche Nachrichtenagentur, die unter unserer Ägide stehende *Dena* (später *dpa*) in die Räume ein, von denen aus man den lieblichen Kurpark von Bad Nauheim überblicken konnte.

Meine Mitarbeiter waren nach München vorausgefahren. Nur mein alter Freund Arthur Steiner, mit dem zusammen ich als Achtzehnjähriger in der Redaktion der *Wiener Sonn- und Montagszeitung* meine journalistische Laufbahn angetreten hatte und der mir jetzt aus London zu Hilfe geeilt war (er ist heute New Yorker Redakteur der Illustrierten *Quick*), war noch in Nauheim. Vor dem *Hotel Bristol* wartete mein *Command-car*. Wir fuhren an dem improvisierten Flugplatz vorbei, von wo bisher einmotorige Flugzeuge die Manuskripte in die verschiedensten deutschen Städte gebracht hatten. Ich ließ halten und sprach den fliegenden Mitarbeitern unseres Konzerns meinen Dank aus.

Im Hause des Völkischen Beobachters

Mit meiner Ankunft in München beginnt ein neues Kapitel — in jeder Hinsicht. In jeder Hinsicht begann in diesem Moment der Ernst des Lebens: auf der einen Seite das journalistische Ringen um die Gunst des Publikums, auf der anderen das, was man heute mißbilligend »Umerziehung« nennt, auf der einen Seite der direkte Kontakt mit Deutschland, auf der anderen der Kampf gegen die Auswüchse der Besatzungspolitik, auf der einen Seite der Weg von Psychologischer Kriegführung zum friedlichen geistigen Aufbau, auf der anderen die psychologische Kriegführung gegen eine immer noch im militärischen Denken verhaftete Obrigkeit Es ist selbstverständlich, daß

hier auch ein »Stilbruch« sichtbar werden wird – das Anekdotische muß in den Hintergrund treten, die um Wahrheit bemühte Geschichtsschreibung tritt in ihre Rechte.

Eine ungeduldige Schar von Journalisten erwartete mich in der ehemaligen Hauptstadt der Bewegung. Diese erste richtige Redaktion setzte sich, etwa zu gleichen Teilen, aus Deutschen und Amerikanern zusammen, wobei es ungemein schwierig war, deutsche Journalisten anzustellen, da sie allesamt vorerst vom amerikanischen Geheimdienst »untersucht« werden mußten. Allerdings gab es in dieser Redaktion auch einen Mann, den ich, meine Kompetenzen wie gewöhnlich überschreitend, dem hochnotpeinlichen *»screening«* entzogen hatte. Dieser Mitarbeiter hieß Erich Kästner.

Ich war mit der Hoffnung und mit dem Entschluß nach Deutschland gekommen, das Dichteridol meiner Jugend zu finden und ihm zu helfen, wieder seinen gebührenden Platz in der deutschen Literatur einzunehmen. Mit seiner treuen Gefährtin Luiselotte Enderle hatte Kästner am Ende des Krieges ins österreichische Zillertal sich »abgesetzt«. Ich schickte einen Jeep mit einigen Armeerationen nach Mayrhofen – und nun saß mir Erich Kästner gegenüber.

Es war ein großer und beschämender Augenblick, beschämend, weil ich dem verehrten Dichter einen »job« anbieten mußte, weil ich ihn fragen mußte, ob er ein Dach über dem Kopf hatte und ob er mehr als den zerschlissenen Pullover besaß; beschämend aber auch, weil ich zwar Amerikaner war, ihm aber klarmachen wollte, daß ich kein »echter« Amerikaner sei, während er zwar Deutscher war, aber mir doch klarmachen zu müssen glaubte, daß er nicht den typischen »Deutschen« zugezählt werden durfte.

Im übrigen waren diese Peinlichkeiten schnell überbrückt, und Erich Kästner, von Luiselotte Enderle unterstützt, über-

nahm die Leitung des Feuilletons, das sehr bald mustergültig für die deutsche Presse werden sollte.

Es ist eine merkwürdige Sache um die Kultur: Jeder glaubt, etwas davon zu verstehen, für jeden wird sie im Nu zum »Anliegen«. Während sich unsere Vorgesetzten in Bad Homburg so gut wie gar nicht um die Politik der *Neuen Zeitung* kümmerten, mußte ich für unseren Kulturteil einen ununterbrochenen Kampf führen, der zuweilen groteske Formen annahm. Ich will nur von einer, beinahe unglaublichen Geschichte berichten.

Daß *Die Neue Zeitung* den Deutschen die Segnungen der amerikanischen Demokratie ad oculos demonstrieren sollte, darüber bestand zwischen mir und der hohen Generalität keine Meinungsverschiedenheit. Aber die hohe Generalität wünschte auch, die amerikanische Kultur, oder was sie darunter verstand, nach Deutschland zu verpflanzen. Und da Militärs meinen, man könne alles am besten mechanisch und durch Verordnungen erledigen, erhielt ich die Weisung, im Kulturteil der *Neuen Zeitung* mindestens zwei amerikanische Autoren für je einen deutschen Autor zu drucken.

Das war sowohl grober Unfug als auch praktisch unmöglich. Gewiß gab es eine Reihe hervorragender amerikanischer Autoren, die in Deutschland vergessen oder unbekannt waren, die man also dem deutschen Leser präsentieren mußte, auch hatte ich von amerikanischer Kultur keineswegs so hochmütige Vorstellungen wie die meisten Europäer. Aber da war die ganze deutschsprachige Literatur, die seit zwölf Jahren nicht zu Wort gekommen war – wichtiger schien es mir, Thomas und Heinrich Mann, Stefan Zweig, Alfred Polgar, Hermann Kesten, Oskar Maria Graf, Alfred Kerr, Erich Maria Remarque, Lion Feuchtwanger, Franz Werfel und unzähligen anderen Vertretern der Exilliteratur eine Tribüne zu öffnen. Und da wa-

ren die jungen Deutschen, die mit ihren Romanen, Novellen, Gedichten, mit ihren Gemälden und Zeichnungen den ganzen Tag und die halbe Nacht in Kästners Redaktionszimmer saßen. Sollten sie enttäuscht werden, nur damit ich mein »Soll« erfüllte?

Eines Tages wurde ich nach Bad Homburg befohlen. General McClure war wütend. Ein paar der deutschen Sprache mächtige amerikanische Bürokraten hatten *Die Neue Zeitung* einer hochnotpeinlichen Analyse unterzogen und festgestellt, daß ich über vierundsiebzig Prozent »Deutsche« gedruckt hatte. Es wäre wahrscheinlich zu einem ernsten Zusammenstoß gekommen, wenn ich in der Liste der »Deutschen«, die in unserem Feuilleton einen beträchtlichen Platz eingenommen hatten, nicht — John Steinbeck und Carl Sandburg entdeckt hätte.

»Herr General«, sagte ich mit stillem Triumph, »Ihre Analyse trifft nicht zu. John Steinbeck, in Kalifornien geboren, ist heute der bedeutendste amerikanische Romancier neben Hemingway und Faulkner, und von Sandburg, dem Lincoln-Biographen, wollen wir nicht sprechen.«

Der General war in Verlegenheit. »Richtig, richtig«, sagte er schnell, »aber Sandburg und Steinbeck haben deutsche Namen — die Deutschen werden sie für Deutsche halten.«

Also belehrt, doch nicht bekehrt, zog ich mich zurück. Zu Ehren des Generals sei gesagt, daß er sein »Auswertungsteam« zum Teufel jagte und daß wir wenigstens eine Zeitlang in unserem Kulturteil frei schalten und walten konnten.

Die Kultur freilich — sie ist der deutsche Seismograph, der alle Unwetter anzeigt. Meine intensive Beschäftigung mit dem Kulturteil der *Neuen Zeitung* brachte mir manche nicht immer erfreulichen Erkenntnisse.

Ich mußte mich nur mit Erich Kästner unterhalten, um zu

sehen, welche Verheerung der Nationalsozialismus angerichtet hatte. Selbst ein so bedeutender, so wach interessierter Mann wie Kästner hatte es nicht vermocht, über die Mauern des deutschen Gefängnisses zu blicken. Ich erinnere mich, daß ich ihm einen Artikel von Arthur Koestler übergab — er hatte nichts von dem Autor von *Darkness at Noon* gehört. Mit wenigen Ausnahmen, zu denen die Werke seines persönlichen Freundes, des von mir hochgeschätzten Hermann Kesten, gehörten, war ihm alles, was die Exilliteratur im letzten Jahrzehnt veröffentlicht hatte, kaum dem Hörensagen nach bekannt.

Eine andere besorgniserregende Erscheinung war der subkutane, aber schon damals feststellbare Widerstand gegen die Emigranten. Kästner war sich seiner unterbewußten Abwehrstellung beileibe nicht bewußt, aber selbst er war von Ressentiments nicht frei. Ging es nur darum, die im Dritten Reich unterdrückten Autoren zu publizieren, stand ihnen das Feuilleton der *Neuen Zeitung* weit offen, aber die ersten, übrigens falschen Nachrichten von der beabsichtigten Rückkehr der Dichter im Exil — Thomas Manns im besonderen — wurden mit deutlicher Nervosität aufgenommen. Man wollte den Verbannten lieber die Spalten der Zeitung als die Tore Deutschlands öffnen. Man liebte Kafka, aber nicht Thomas Mann — Kafka war tot. Die wenigen Autoren der »inneren Emigration« wünschten jetzt — übrigens nicht unbegreiflicherweise — die Früchte ihrer redlichen Haltung zu ernten, wünschten sie möglichst nicht mit den Heimgekehrten teilen zu müssen.

Schwarze Listen

Bezeichnend für diese Erscheinung ist ein hintergründiger Artikel, den Erich Kästner am 14. Januar 1946 in der *Neuen Zeitung* veröffentlichte — ich dachte nicht daran, sein Er-

scheinen zu verhindern. In diesem Artikel nahm Kästner gegen die Heimkehr Thomas Manns Stellung. Er schrieb: *»Wer kam zuerst auf die Idee, ihn über den Ozean zwischen unsere Trümmer zu rufen? Dazu kommt, daß er ein alter Herr ist und noch manches für ihn und uns wichtige Buch schreiben will. Wie könnte er das zwischen unseren Nöten, die man ihm in die Ohren brüllen würde? Und dazu kommt, daß er in Amerika für Europa und für jenes Deutschland, das er nicht haßt, sondern liebt, besser werben und bitten kann und wird, als wenn er in seinem ehemaligen Vaterland wäre. Es war Torheit, ihn zu rufen. Man hätte ihn viel eher bitten müssen, nur ja und auf alle Fälle drübenzubleiben!«*

Die Kluft zwischen der Emigration und dem neuen Deutschland – es war nicht die einzige Kluft. Im Dezember 1945 glaubte *Die Neue Zeitung* zwei Ereignisse auf einen gemeinsamen Nenner bringen zu müssen. Auf der einen Seite war es in Karlsruhe bei einer Brecht-Aufführung zu stürmischen Demonstrationen gekommen; in Augsburg hatten Kunstbegeisterte eine Ausstellung moderner Kunst gestürmt – auf der anderen Seite waren in den Straßenbahnen Frauen, die Lippenstift verwendet hatten, beinahe verprügelt worden. Ich glaubte, meiner Aufgabe als »Umerzieher« nicht gerecht werden zu können, ohne gegen beide Erscheinungen zu protestieren. In meiner Glosse *Freiheit des Geschmacks* schrieb ich: *»Es wäre überhitzte Aufgeregtheit, behaupten zu wollen, daß nun alle Leute, die Bert Brecht, moderne Malerei oder geschminkte Lippen nicht mögen, böse Nazis seien; weder Bert Brecht noch die geschminkten Lippen teilen die Welt in zwei Lager, was schon daraus hervorgeht, daß beispielsweise der Schreiber dieser Zeilen eine ausgesprochene Aversion gegen die Dichtungen Bert Brechts empfindet, aber schön geschminkte Lippen keineswegs verachtet ... Sie sind so sehr im Geiste des*

Dritten Reiches verhaftet, daß sie vor jeder fraulichen Mode oder jeder künstlerischen Richtung, die ihnen mißfällt, in eine Panik verfallen ... Was ihnen nicht behagt, wollen sie jetzt mit Pfeifen abschaffen, wie es früher mit Dekreten abgeschafft wurde. Sie müssen erst lernen, daß in einer Demokratie das Schlechte durch einen natürlichen Ausscheidungsprozeß verschwindet. Ohne Dekrete. Aber auch ohne Pfeifen.«

Das kulturelle Leben regte sich. Weil im Dritten Reich Picasso und Matisse als »entartete Kunst« bezeichnet worden waren, huldigten jetzt die meisten Feuilletonredakteur der lizenzierten Zeitungen fast ausschließlich dem Ultramodernen. Damit ergab sich für uns die Frage, wie wir das Extreme meiden konnten, ohne uns des künstlerischen Revisionismus schuldig zu machen.

Nicht weniger Sorge bereiteten uns die »schwarzen Listen«, die uns von der Militärregierung kostenlos ins Haus geliefert wurden. Bis auf eine einzige, die ich an unauffälliger Stelle brachte – ein seltsames Kunterbunt übrigens, in denen die Namen Hans Friedrich Blunck, Arnolt Bronnen, Rudolf Herzog, Hanns Johst, Heinrich Hauser, Alexander Lernet-Holenia, Wilhelm von Scholz und Edwin-Erich Dwinger vorkamen –, weigerte ich mich, diese voreiligen Urteile zu publizieren. Statt dessen brachte ich, zum Entsetzen Bad Homburgs, *Die ›Weiße Liste‹ deutscher Kultur*, die schon am 25. Oktober 1945 erschien. Aus der »schwarzen Liste«, die aus 610 Namen bestand, veröffentlichte ich nur die Namen von wenigen Prominenten: Gieseking, Knappertsbusch, Jannings, Jünger und Sieburg sowie des ehemaligen Operndirektors Elmendorff und des ehemaligen Präsidenten der Reichsmusikkammer Dr. Peter Raabe. Da mich aber auch diese Liste mit Zweifel erfüllte und es dem Geist der *Neuen Zeitung* widersprach, das Wort der Militärregierung bedingungslos zu akzeptieren,

publizierten wir gleichzeitig eine ausführliche Erwiderung Knappertsbuschs. »*Meine Weste ist rein*«, schrieb der große Dirigent. »*Ich wünsche mit jenen Leuten konfrontiert zu werden, die mich antisemitischer Äußerungen zeihen.*« Damit begann die Rehabilitation eines großen Künstlers.

Millionen abgewiesener Abonnenten

Der Erfolg der *Neuen Zeitung* übertraf alle unsere Erwartungen. Die Auflage betrug zweieinhalb Millionen – es war, nach dem Londoner *Daily Mirror*, die größte Auflage einer europäischen Zeitung und die höchste, die eine seriöse Zeitung bis dahin erreicht hat. Obwohl die Papiererzeugung wieder angelaufen war, verfügten wir nicht über unbegrenzte Mengen von Rotationspapier, so daß wir dreieinhalb Millionen weiterer Abonnenten ablehnen mußten. Eine eigene Abteilung schrieb nur Entschuldigungsbriefe an drängende Käufer.

Wir durften das Haus in der Schellingstraße als eine Hochburg der Freiheit ansehen. Es war auch eine Insel. Deutschland lag in Trümmern. Wenn ich von meinem Haus in der Nähe des Waldfriedhofs in die Redaktion fuhr, sah ich Frauen, die in langen Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften standen. Die Männer hingen wie Dolden auf den Trittbrettern der Straßenbahnen. Die Schaufenster der wenigen Geschäfte, die ihre Tore geöffnet hatten, waren leer; hier und dort war ein einzelner Gegenstand in rührender Armseligkeit ausgestellt. Grau war die Farbe des deutschen Daseins. Aber unter der grauen Oberfläche rührte sich das Leben, und diese embryonale Existenz war nirgends so deutlich wahrzunehmen wie im Hause der *Neuen Zeitung*.

Hier, vor allem, wurde das *Non-fraternization*-Gesetz, der unmenschliche Pestkordon, den irgendein krankes Soldaten-

gehirn erfunden hatte, stillschweigend außer Kraft gesetzt. Es geschah nicht selten, daß hohe amerikanische Offiziere im Vorzimmer Hans Wallenbergs oder in dem langen Korridor vor meinem Zimmer eine Stunde lang warten mußten, weil Wallenberg und ich deutsche Gäste empfingen. Das bedeutete keineswegs, daß wir besonders »pro-deutsch« gewesen wären: im Gegenteil, wir waren immun gegenüber früheren oder künftigen Nationalsozialisten und konnten uns daher mit den »neuen Deutschen« unbefangen unterhalten. Ein ununterbrochener Strom von Besuchern ergoß sich in die Redaktionsräume der *Neuen Zeitung*. Ein herausgerissenes Blatt meines Terminkalenders, das meine damalige Sekretärin für mich aufgehoben hat, zeigt folgende sonderbare Zusammenstellung: »Prinz Konstantin von Bayern, Ernst Hecht (Glasermeister, will die Fenster von Herrn Kästner reparieren), Verleger Kurt Desch, Herr Bürgermeister Dr. Scharnagl, General Taylor (plant ein *Readers Digest* in Europa), eine Schauspielerin, die ihren Namen nicht angeben will (wegen schwarzer Liste), Herr Ernst Lackner (hat eine Klage wegen Delogierung), Axel von Ambesser, Karl Bloch (Klage wegen Arisierung seines Geschäftes), Friedrich Domin (Schauspieler), Lieutenant George K. Davis (bringt Daten über Schwarzen Markt), Mr. James Clark (will eine Rundfunksendung besprechen), Siegfried Seiffert (hat unveröffentlichte Gedichte von Haushofer).«

Der Kontakt mit dem deutschen Leben stimmte uns optimistischer, als wir es, wie die Ereignisse später zeigten, tatsächlich hätten sein sollen. Die Stimmung unserer deutschen Besucher – besonders wenn es sich um Intellektuelle handelte – war geradezu euphorisch. Fast keiner von ihnen hatte, obwohl es durchaus begreiflich gewesen wäre, Wünsche, die mit dem schweren Leben des Tages zusammenhingen. Sie wollten Bücher, fragten, wie sie sich ausländische Theaterstücke beschaf-

fen könnten, berichteten von geistigen Kreisen, die sich gebildet hatten, suchten Kontakt mit ausländischen Freunden, planten Ausstellungen, luden zu Diskussionsabenden ein. Es gab Samstagabende, an denen ich vier oder fünf verschiedene Wohnungen besuchte: Gab es für die zehn oder zwölf Gäste zwei Flaschen Wein, galt es als Luxus. Die Hausfrauen hatten die zum größten Teil beschädigten Wohnungen mit Blumen geschmückt. Wenn ich im grauen Morgen der grauen Stadt heimkehrte, erschien mir das Leben des neuen Deutschland in den buntesten Farben.

Den gleichen Eindruck gewann die Redaktion der *Neuen Zeitung* – kein Ende der Illusionen! – aus der Flut der Leserbriefe, die uns erreichten. Der Briefkasten, der unter dem Titel *Das freie Wort* erschien, erhielt bis zu 8000 Leserbriefe pro Tag. Wie sehr es mir auf diesen Briefkasten ankam, geht aus meiner internen Weisung hervor: *»Lieber den Leitartikel als den Briefkasten weglassen!«*

Aus den Briefen, die wir veröffentlichten, ließe sich eine Geschichte Deutschlands im Jahre Null schreiben; sie zeigen aber auch, wie meine Mitarbeiter den Begriff der Freiheit interpretierten. Hier einige Briefe, die für Tausende stehen.

Am 1. November 1945 veröffentlicht *Die Neue Zeitung* einen Brief des Schriftstellers W. E. Süskind. Der Schriftsteller findet, daß auf einer von uns veröffentlichten Zeichnung des großen englischen Zeichners Low der deutsche Mann und die deutsche Frau, die ihre Ärmel hochkrempeln, um an den Aufbau zu gehen, »zu schön« dargestellt wurden. Da heißt es: *»Sind Mann und Frau nicht ein bißchen sehr auf schön und blond und beinahe ›treudeutsch‹ (für unser Auge) stilisiert? Ist das nicht eben die Stilisierung ins Harmlosgefällige, die man uns immer wieder vorgesetzt hat, wenn es um grimmige, bitterernste, keineswegs gefällige Dinge ging? Oder läßt sich*

Zukunftsglaube, Aufbau, ernste Zuversicht — läßt sich all dies Positive nur mit einem Zug ins Schönlerische darstellen ...?«

Am 15. November 1945 schreibt Robert Schneider, Prien am Chiemsee: »*Am 5. November wurde mein achtjähriger Junge auf dem Schulwege von einem amerikanischen Kraftwagen von hinten angefahren und auf die Straße geschleudert. Er trug schwere Verletzungen davon, an denen er nach zwei Stunden gestorben ist ... Ebenso wurde durch Zeugen beobachtet, daß der amerikanische Fahrer auf schnellstem Wege weitergefahren ist. Eine solche Handlungsweise kann man wohl nicht als human bezeichnen.«*

Am 3. Dezember 1945 beklagt sich Alfred Freiling, München, Schwanthalerstraße 60, über die Restaurants: »*Kärgliche Gerichte, wie Kraut und Kartoffeln, mit einem tatsächlichen Einkaufswert von etwa 7 Pf., kosten in der Gaststätte durchschnittlich 70 Pf. Fast alle Gerichte kosten das Zehn- und Fünfzehnfache ihres Einkaufswertes. Wer sich sattessen will, müßte täglich 6–7 RM. ausgeben, und das kann sich der Durchschnittsverdiener nicht leisten.«*

Am Weihnachtstag 1945 schreibt Karl Simon, Kulmbach: »*Die stärkste Stütze am Wiederaufbau wird aus den Reihen der Soldaten und Berufssoldaten gestellt werden. Sie sind bereit, in jeder Weise am Wiederaufbau mitzuhelfen und beweisen dies schon täglich durch die Tat. Die Einführung der NS-Führungsoffiziere in die Wehrmacht wirft ein bezeichnendes Licht auf die Tatsache, daß nicht alle Berufssoldaten mit den Nazis übereinstanden.«*

Auf einzelne Artikel war die Reaktion unerwartet groß. Auf meinen Leitartikel *Mißverstandene Solidarität* erhielt ich über 10 000 Briefe, von denen ich einige in dem Artikel *Erzwungene Solidarität?* abdruckte — daraufhin trafen 13 000 Briefe ein.

Ich hatte geschrieben:

»Da ist noch die Enttäuschung über die Amerikaner, die nur ein Narr hinwegleugnen wollte. Viele Deutsche haben die Amerikaner als Befreier erwartet und begrüßt. Sie sind hauptsächlich aus drei Gründen enttäuscht worden – erstens, weil die Amerikaner sich nicht als Befreier, sondern als Eroberer gebärdeten; zweitens, weil sie im Prozeß der Säuberung unleugbar Fehler begingen, Fehler des Zuviel und des Zuwenig; und drittens, weil sie nicht, wie erwartet, dem Produktionsprozeß sofort auf die Beine halfen ... Am wesentlichsten ist jedoch dies: Die Nationalsozialisten haben versucht, sich mit Deutschland und Deutschland mit sich zu identifizieren. Wer die Dinge von außen sah, dem kann man es nicht verübeln, daß er an die innere Wahrhaftigkeit dieser Identifizierung glaubte. Erst als sich der eiserne Vorhang vor Deutschland hob, ergab sich für Amerika die Möglichkeit, festzustellen, ob es wirklich ›zweierlei Deutschland‹ gegeben hat. Daß Amerika diesbezüglich auch heute – sieben Monate nach der Kapitulation – nicht klarsieht, ist nicht zuletzt auf die plötzlich erwachte Solidarität von Weiß und Schwarz zurückzuführen, auf das verworrene Bestreben des ›anderen Deutschland‹, zu tun, was es zwölf Jahre nicht tat, nämlich, sich mit Deutschland, wie es die Welt schaudernd sah, zu identifizieren.«

Aus der Perspektive von zwanzig Jahren noch erschütternder zu lesen sind die folgenden Zeilen:

»Es gibt in Deutschland eine neue Art von Solidarität. Es ist die Solidarität der braven Leute mit den Parteigenossen, der ehemaligen Feinde des Nationalsozialismus mit den ehemaligen Anhängern des Hitlertums ... Viele gute Deutsche glauben jetzt, den geschlagenen Nationalsozialisten die Hand reichen zu müssen. Daß die Nationalsozialisten, wenn sie gesiegt hätten, niemals solche Sentimentalität geübt hätten,

kommt ihnen keinen Moment zum Bewußtsein ... Diesem Zustand der Verwirrung wird erst abgeholfen werden können, wenn die Deutschen lernen, daß Solidarität an sich keine Tugend ist. Es kommt immer darauf an, mit wem man solidarisch ist.«

Es ist kein Wunder – ich sage es ohne Stolz, kaum mit Befriedigung, denn *Die Neue Zeitung* hat, so erfolgreich sie war, ihr politisches Ziel nie erreicht –, es ist kein Wunder, daß ein Jahr darauf W. E. Süskind in der *Süddeutschen Zeitung* schrieb: *»Überhaupt kann man sagen, daß dieser Journalist, der, soviel wir wissen, von Geburt weder Amerikaner noch Deutscher ist, ganz deutlich das tut, was von jeher das Vorrecht der Propheten war: der jeweiligen Umwelt nicht nach dem Mund zu reden. Er hat uns Deutschen in seiner Zeitung manche bittere und kühle Wahrheit gesagt und sich gewiß keiner deutschen Empfindlichkeit angeschmeichelt. Umgekehrt scheint er auch drüben in Amerika Dinge zu berühren, die nicht unbedingt als angenehm empfunden werden ...«*

Süskind wußte gar nicht, wie recht er hatte. Während *Die Neue Zeitung* in Deutschland, wo man den Morgenthau-Plan gefürchtet hatte, lebhaften Widerhall fand, löste sie in offiziellen amerikanischen Kreisen eine erstaunt-ablehnende Reaktion aus.

Besuch aus Bad Homburg

Der große Zusammenprall mit dem Hauptquartier erfolgte allerdings erst, nachdem Hans Wallenberg aus Berlin zurückgekehrt war. Er hatte dort seine Aufgabe, die *Allgemeine Zeitung* bis zur Lizenzierung des *Tagesspiegel* zu führen, erfüllt, und ich war froh, die Last der Verantwortung nun nicht mehr allein tragen zu müssen. Major Wallenberg aber hatte in Berlin

die sowjetischen Greueltaten persönlich erlebt, er hatte über das Verhalten der Russen in Schlesien und in den Sudeten Augenzeugenberichte gehört. Wir sagten uns, daß unsere gesamte demokratische Besatzungspolitik auf unfruchtbaren Boden fallen müßte, wenn wir uns nicht von den Russen distanzierten. Wallenberg schrieb einen geharnischten Kommentar über das Verhalten der Russen.

Ein Kommentar über die Russen: Es ist überhaupt nicht zu leugnen, daß wir in unserer selbstmörderischen Unabhängigkeit etwas weit gingen. So entschlossen wir uns nach einer Redaktionskonferenz, in der über den oberflächlichen Preußenhaß gesprochen wurde, der sich allenthalben breitmachte und sowohl von Deutschen wie von Amerikanern gedankenlos gepredigt wurde, publizistisch einzugreifen. Auf der ersten Seite unserer Zeitung erschien am 21. Dezember 1945 ein Leitartikel von Hans Wallenberg unter dem Titel *Über die Prügelknaben*, der folgendermaßen schloß: *»›An allem sind die Preußen schuld.‹ Klingt es nicht einem anderen Satz nur zu ähnlich: ›An allem sind die Juden schuld.‹ Den Sieger macht solche Patentlösung der Schuldfrage stutzig und mißtrauisch. Ihn erinnert sie daran, daß die Fassade umgefärbt, der Geist aber nicht gewandelt ist. Er versteht es, wenn viele Deutsche, und oft nicht die Schlechtesten, die Schuld anders bemessen, als er es tut; aber er zweifelt an dem guten Glauben derjenigen, die auf Kosten anderer in dem gleichen Boot billig davonkommen wollen. Er setzt sein Vertrauen nicht in die großen Aussteiger vor dem Herrn.«*

So oberflächlich las man *Die Neue Zeitung* nicht einmal in Washington, Frankfurt und Bad Homburg, daß derartig krasse Abweichungen von der offiziellen Politik unbemerkt geblieben wären. Ein Oberst wurde nach München entsandt, um uns den Prozeß zu machen.

Ich werde dieses Gespräch, das in dem requirierten Hause des Münchner Verlegers Beck stattfand, nie vergessen, nicht nur, weil es um das Schicksal der *Neuen Zeitung* ging, sondern vor allem, weil es einerseits die Blindheit der westlichen Alliierten zeigt, andererseits die sowjetische Legende Lügen straft, der Westen hätte von vornherein einen Kalten Krieg gegen die Sowjetunion geplant.

Solange es nur um die Unterschiede der sowjetischen und amerikanischen Besatzungspolitik ging, verlief die Unterhaltung verhältnismäßig urban. Als ich mich jedoch zu dem Satz hinreißen ließ, daß wir, an die Zukunft denkend, uns der moralischen Mitarbeit des »besseren Deutschland« versichern müßten, schlug der Oberst auf die Tischplatte.

»Die Russen«, erklärte er, »sind unsere Alliierten, die Deutschen unsere Feinde. Sie und Major Wallenberg sind von den Deutschen infiziert. *You have gone native*. Sie sind Eingeborene geworden.« Er klappte den vor ihm liegenden Aktendeckel zu. »Ich werde General McClure von diesem Gespräch berichten.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Es sah nicht so aus, als ob der *Neuen Zeitung* ein langes Leben beschieden sein sollte.

Fünftes Kapitel

DIE INSEL IN DER SCHELLINGSTRASSE

Kurz vor Weihnachten 1945 wurden Major Wallenberg und ich wieder nach Bad Homburg beschieden. Die Stimmung war unverändert anti-deutsch und pro-russisch. Es wurde uns befohlen – befohlen, sage ich, es fand keine Diskussion statt –, jede Kritik an der Sowjetunion unverzüglich einzustellen.

Die beiden amerikanischen Majore – Wallenberg und ich – unterhielten sich auf dem Heimweg in meinem Wagen über die zwiespältige Stellung des Emigranten in »fremder« Uniform. Obwohl uns General McClure durchaus höflich und korrekt behandelt hatte, konnten wir unschwer erraten, was hinter unserem Rücken getuschelt wurde. Die Tatsache, daß wir vor Hitlers Horden aus Europa geflohen waren, schützte uns nicht vor Verdächtigungen. Als ich den Rundfunk in Luxemburg geleitet hatte, war ich – obwohl es durchaus überflüssig gewesen war – ermahnt worden, »anti-deutschen« Gefühlen nicht die Zügel schießen zu lassen; jetzt sollte ich plötzlich meine »pro-deutschen« Gefühle beherrschen. Die Amerikaner waren überzeugt, daß nur ein geborener Amerikaner gegen pro- oder anti-deutsche Gefühle immun sei; es genügte, daß man die Landessprache beherrschte, schon wurde man einer Ansteckungs-Disposition verdächtigt. Auf der anderen Seite waren Wallenberg und ich uns darüber im klaren, daß die Deutschen uns weniger vertrauten als den ihnen vollkommen fremden Eroberern aus der Neuen Welt. Zwar war im Jahre 1945 »Umerziehung« noch kein Schimpfwort, aber die meisten

Deutschen zogen es vor, von einem General aus Missouri statt von einem Major aus Berlin oder Wien belehrt zu werden. Was Marlene Dietrich und Willy Brandt – welch seltsame Namens- und Gedankenverbindung! – im Jahre 1965 am eigenen Leibe erleben sollten, empfanden Wallenberg und ich schon in jener Winternacht in unserem *Command-car,* auf dem Weg durch die hessischen Wälder und bayerischen Dörfer.

Wir ließen uns nicht beirren. Noch vor Weihnachten 1945 gingen wir daran, den deutschen Mitarbeiterstab der *Neuen Zeitung* auszubauen.

Hitler-Biograph in der »Neuen Zeitung«

Wir begegneten Schwierigkeiten, die heute geradezu unvorstellbar sind. Ich hatte Weisung, keinen deutschen Redakteur zu beschäftigen, der nicht vorher von dem amerikanischen Geheimdienst einem »*Clearing*« unterworfen worden war. Da aber der Geheimdienst ungemein langsam arbeitete, war das praktisch undurchführbar. Ich engagierte also deutsche Redakteure auf eigene Verantwortung und hoffte, daß sich meine Menschenkenntnis als richtig erweisen würde. Während die Redakteure längst verantwortungsvolle Posten bekleideten, »wohnte« der Geheimdienst in der Schellingstraße. Es geschah beinahe täglich, daß sich der eine oder andere Redakteur bei der Redaktionskonferenz entschuldigen mußte, weil ihn der Geheimdienst just zu dieser Zeit einem Verhör zu unterziehen wünschte.

Ich muß dabei der Gerechtigkeit halber bemerken, daß der Geheimdienst oder der *Intelligence Service* – die Grenzen zwischen den beiden waren noch nicht klar gezogen – zum Teil mit außerordentlich hochentwickelten Methoden arbeitete. Die »Opfer« wurden nicht nur hochnotpeinlichen Verhören

unterzogen, man ging nicht nur aufs sorgfältigste ihrem Vorleben nach, man »testete« sie auch im Rahmen eines ungemein intelligenten Quizprogrammes. So hatte einer meiner ehemaligen Unteroffiziere, Paul Moeller (heute Rechtsanwalt in München) ein bemerkenswertes »Kartenspiel« ersonnen. Dem Kandidaten wurde eine Reihe von Zeichnungen vorgelegt, auf denen je eine Abart der von den Nationalsozialisten begangenen Scheußlichkeiten dargestellt war, beispielsweise: Tortur von Juden, Erschießung von Kriegsgefangenen, Verschleppung von Fremdarbeitern, Hinrichtung von Geiseln. Der Kandidat wurde dann aufgefordert, die Karten so zu ordnen, daß die Abbildung der ihm am verdammungswürdigsten erscheinenden Tat obenauf lag, und so weiter, bis zu der verhältnismäßig »mildesten« Unmenschlichkeit. Auf Grund von jahrelangen Versuchen konnte man aus dieser Auswahl tatsächlich mit großer Wahrscheinlichkeit die wirkliche Gesinnung des Prüflings feststellen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie die ideale, beziehungsweise die ungünstigste Reihenfolge beschaffen war, aber ich weiß, daß alle alten Nazis die Judenverfolgungen als die häßlichste Ungeheuerlichkeit des geschlagenen Regimes bezeichneten: sie waren, wie ich schon sagte, überzeugt, daß der Zweite Weltkrieg ein »jüdischer Krieg« gewesen war, daß sie von den Juden geschlagen worden waren und daß man von ihnen erwartete, sich vor allem vom Antisemitismus zu distanzieren. Wenn ich nicht schon immer geahnt hätte, wie eng die Verbindung zwischen Nationalsozialismus und Opportunismus gewesen war — der Moellersche Test hätte es mir bewiesen.

Im übrigen zeigte sich meine Menschenkenntnis weder als unfehlbar noch als ganz verfehlt. Ich hatte das innenpolitische Ressort absichtlich einem Deutschen anvertraut — daß er nebenbei, mit Arthur Steiner zusammen, auch noch für den

Sportteil verantwortlich war, beweist nur, wie wir damals mit Wasser zu kochen gezwungen waren. Der großartigste Journalist, den ich damals entdeckt hatte, hieß Robert Lembke. Er bestand, wie ich erwartet hatte, die »Prüfung« mit fliegenden Fahnen: daß er heute Koordinator des Deutschen Fernsehens und ein Liebling des deutschen Quizpublikums ist, gehört zu den Lichtblicken in düsterer Zeit. Auf der anderen Seite legte mir der Geheimdienst eines Morgens ein Dossier peinlichen Inhalts auf den Tisch: Mein Wirtschaftsredakteur, dem ich gleichfalls mit vollem Vertrauen entgegengekommen war, hatte »vergessen«, mich darüber zu unterrichten, daß er vorher im *Völkischen Beobachter* die gleiche Position bekleidet hatte.

Der Ansturm der Kandidaten für eine Mitarbeit war fast so groß wie der der Abonnenten. Wenn ich am Morgen mein Vorzimmer durchquerte, hatte ich den Eindruck, halb Deutschland wolle sich dem Journalismus verschreiben. Diese Begeisterung für die Zeitung hatte allerdings – begreiflicherweise – nicht nur geistige und berufliche Gründe. Deutschland hungerte. Die Posten lagen wohl auf der Straße, und die Bezahlung war nicht allzu schlecht, aber was nützte eine wohlbezahlte Stellung, wenn man sich nicht einmal ein Stück Wurst, geschweige denn ein Paar Schuhe kaufen konnte? Die Kantine, die ich im Keller der Schellingstraße eingerichtet hatte, wurde zur deutschen Legende. Entgegen den Ansichten des Hauptquartiers betrachtete ich es als selbstverständlich, daß die Deutschen, die für *Die Neue Zeitung* arbeiteten, die gleichen Rationen erhielten wie meine amerikanischen Mitarbeiter: damit darüber aber auch kein Zweifel herrsche, nahmen wir unsere Mahlzeiten zusammen mit den Deutschen ein – auf dem Höhepunkt der *Non-fraternization* speisten in der Kantine amerikanische Offiziere, deutsche Maschinensetzer, Emigranten in Uniform und deutsche Sekretärinnen miteinander. Einer

meiner Unteroffiziere war ausschließlich mit der Aufgabe betraut, dem *Quartermaster*-Depot in München drei- oder viermal soviel Rationen zu entlocken, als unserem amerikanischen Stab gebührte: will man das Schwarzhandel nennen, so gehörte die Verwaltung der *Neuen Zeitung* zu Deutschlands erfolgreichsten Schwarzhändlern. Wir befanden uns, wie man sieht, immer noch auf dem Narrenschiff.

Es ist hier sicher nicht zu früh, wenn ich erwähne, was in einer typischen Nummer der *Neuen Zeitung* gedruckt wurde – zeitgeschichtlich wie zeitungsgeschichtlich dürfte es in gleicher Weise interessant sein.

Wahllos herausgegriffen: die Nummer vom 25. Oktober 1945. Sie enthielt: Wahlsieg der Linken in Frankreich; einen Leitartikel von Professor Dr. Hans von Eckardt (über die Säuberung im Kulturwesen); eine Zeichnung, die den Weg des deutschen Volkes zu den Vereinten Nationen versinnbildlichte; Zuspitzung der spanischen Krise; eine Weltpolitische Rundschau von Stefan Heym; Evakuierung und Heimkehr (Meldungen über die Rücksiedlung); Erklärung des neuen bayerischen Kabinetts; eine Meldung über das Wahlrecht der Pg's; Quisling hingerichtet; Auslieferung Gauleiter Wagners; einen Aufsatz des Grafen Hermann Keyserling über die innere Emigration; eine Glosse Erich Kästners über den ersten in Deutschland gezeigten Chaplin-Film; je einen Artikel von Sigrid Undset und Alfred Polgar; eine Meldung über das Londoner Kempinski-Restaurant von Pem; Meldung über die Rückkehr Jan Kiepuras; eine Zeichnung des jungen deutschen Künstlers Reinhardt Schmidhagen aus dem Zyklus »Guernica«; ein Gedicht von Manfred Hausmann »Kinder mit Papierlaternen«; »Die Kinder von Indersdorf« (Reportage über das Heim verlorener Kinder); den Sprachkurs »Jeder lernt Englisch«; Leserbriefe unter den Titeln: »Hilfe für Invaliden!«,

»Der Luftschutzwart«, »Die politische Säuberung«, Antwort auf den Artikel »Mea Culpa«, »Vergeßt den Feldwebel nicht«; zwei Glossen von Hans Habe unter dem Titel: »Von der Sprache« und »Von den Titeln«; »Die ›weiße Liste‹ deutscher Kultur«; Zusammenstellung der vier Anklagepunkte von Nürnberg sowie ein Papen-Porträt; »Wie das vollständige Parteiverzeichnis aufgefunden wurde«; im Wirtschaftsteil einen Artikel von Stadtrat Josef Orlopp über »Preisdisziplin gegen Inflation«; »Schwächere Börsentendenz« und »Mittenwalder Geigen-Industrie aufgenommen«; eine Reportage über die neuen Schwurgerichte; die Meldung aus Berlin: »Von den Berliner Schulen sind bisher mindestens 100 Tonnen Kastanien gesammelt worden. Das daraus gewonnene sehr eiweiß- und fetthaltige Mehl wird als Kindernährmittel ausgegeben. Aus den Rückständen werden Futtermittel und Seife hergestellt«; schließlich Sportnachrichten mit dem Leitartikel von Arthur Steiner: »Fußballstil von morgen.«

Die harte Arbeit, welche die Redaktion einer solchen Zeitung erforderte, wurde zuweilen von erheiternden Episoden unterbrochen. So wurde mir eines Tages ein Herr gemeldet, der, wie mein Ordonnanzoffizier erklärte, allen Grund zur Annahme hatte, sogleich in den Mitarbeiterstab der Zeitung aufgenommen zu werden: er hatte mich »auf den Knien geschaukelt«.

»Die Sekretärin«, fuhr der Ordonnanzoffizier fort, »hat mir allerdings gesagt, wir sollen vorsichtig sein. Der Mann trägt einen Pelzmantel.«

»Was hat sie gegen Pelzmäntel?«

»Sie sagt, ein Mann, der heute noch einen Pelzmantel besitzt, muß ein großer Nazi gewesen sein.«

Gleich darauf betrat der Träger des Pelzmantels mein Zimmer. Er trug, neben dem Pelzmantel, auch ein Monokel. Und

er hieß Erich Walter Czech-Jochberg. (In dem bedeutenden Quellenwerk über die Epoche des Nationalsozialismus: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich* von Joseph Wulf ist auf Seite 206 Aufschlußreiches über ihn nachzulesen.)

Erich Czech kam mit offenen Armen auf mich zu. Dazu hatte er eine gewisse Berechtigung. Zwar hatte er mich nicht »auf den Knien geschaukelt«, aber er war, als ich noch zur Schule ging, Reporter an den Wiener Zeitungen meines Vaters gewesen und hatte uns oft in unserem Haus besucht. Ich erinnerte mich genau an ihn.

Ich erinnerte mich auch – doch erwähnte ich das nicht, und Czech hielt es nicht für angemessen, mich daran zu erinnern –, daß Erich Czech-Jochberg zu den Lieblingsautoren des »Führers« gehört hatte und sich mit Büchern wie *Adolf Hitler und sein Stab*, *Das Jugendbuch von Horst Wessel* und *Wie Adolf Hitler der Führer wurde* ausgezeichnet hatte. Am berühmtesten war jedoch seine 1933 in Stuttgart erschienene Hitler-Biographie *Unser Führer* gewesen.

Ich war in diesen Tagen mancher Unverschämtheit begegnet – die Unverschämtheit Erich Czechs, sich als »Verfolgter des Regimes« den Amerikanern »mit Herz und Hand« zur Verfügung zu stellen, war die unverschämteste von allen. Ein, wie ich gestehen muß, diabolischer Gedanke ergriff von mir Besitz.

»Eine fixe Anstellung kommt momentan nicht in Frage«, sagte ich, »aber du hast ja deine historischen Kenntnisse erwähnt – was hältst du von einer Hitler-Biographie?«

»Ich wußte doch, daß du eine glänzende Idee haben würdest.«

»Wie lange brauchst du zu dieser Arbeit?«

»Höchstens zwei Wochen.«

Vierzehn Tage später lieferte Erich Czech seine Hitler-Bio-

graphie ab. Ich hatte mir unterdessen Czechs frühere Biographie, *Unser Führer*, beschafft. Die beiden Schriften wurden von der Redaktion verglichen und überprüft; schließlich wurde je ein Kapitel, das die gleiche Lebensperiode Hitlers behandelte, aus beiden Biographien ausgewählt. Die Feuilleton-Redaktion versah die Kapitel mit einer kurzen Einleitung: sie wurden in zwei Spalten nebeneinander veröffentlicht. Im Jahre 1945 hatte Czech, sozusagen Satz für Satz, das Gegenteil dessen geschrieben, was er 1933 hatte drucken lassen.

Nach der Veröffentlichung dieser »Studie in Charakterlosigkeit« sah ich Erich Walter Czech-Jochberg nicht wieder. Das ihm angewiesene Honorar ließ er abholen. Ich befürchte, daß er dieses Honorar verwendet hat, um sich nach dem Osten abzusetzen. Dort soll er, wenn die Gerüchte nicht trügen, seine Geschichtskenntnisse erfolgreicher an den Mann gebracht haben.

Meisterwerke in der Hausmeisterwohnung

Der Fall Erich Walter Czech-Jochberg war nicht die einzige »individuelle Reportage«. *Die Neue Zeitung* war, unter anderem, auch deshalb ein einzigartiges journalistisches Experiment, weil die Redaktion einer Infanteriedivision ohne Artillerie und Nachschub glich.

Um unsere Nachrichtenquellen war es traurig bestellt. Die amerikanisch dirigierte Nachrichtenagentur DENA war einem modernen französischen Poeten namens Jolas anvertraut worden — auf einem Narrenschiff ist nichts unmöglich. Dieser Poet und sein deutsch-amerikanischer Stab überboten sich an Servilität. Die Nachrichten, die ich von DENA erhielt, waren so »amerikanisch« gefärbt, daß sie die Deutschen an die Sprachregelungen des Dr. Goebbels erinnert hätten; ich

machte also – ein ständiger Ärger mit Bad Homburg – von den Meldungen unserer eigenen Nachrichtenagentur so gut wie keinen Gebrauch. Den größten Teil der Nachrichten bezog ich nach wie vor durch den Rundfunk: das Monitorteam unter Ernest L. Wynder und einem in Deutschland lebenden sehr begabten Griechen, Andreas Gregoriades (jetzt Manager von Du Pont de Nemours in Genf), legte mir jeden Morgen einen oft mehr als hundert Seiten umfassenden Band von Monitorberichten auf den Tisch. Natürlich mußten diese Meldungen aufs sorgfältigste gesiebt werden, denn sie waren alles andere als offiziell; wir allein trugen die Verantwortung für ihre Publikation. Es war im Grunde ein Schwarzer Markt der Informationen.

So gut ich konnte, pflegte ich die individuelle Reportage. Eine dieser Reportagen haftet mir noch, ihres zeitgeschichtlichen Hintergrundes wegen, im Gedächtnis.

Non-fraternization oder nicht: einer unserer Chauffeure hatte eine deutsche Geliebte, ein »Fräulein«, wie man damals sagte. Eines Tages ließ sich dieser gute Mann – man wird gleich sehen, wie gut er war – bei mir melden.

»Herr Major«, sagte er, »versprechen Sie mir, daß Sie mir nicht wegen *Non-fraternization* einen Strick drehen werden?«

»Das hängt davon ab, mit wem Sie schlafen.«

»Der Vater meiner ›Braut‹ ist Hausmeister. Er wohnt in der Nähe der zerstörten Pinakothek.«

»Na und?«

»Er hat eine kleine Zweizimmerwohnung. Ich finde es ein wenig merkwürdig, daß in einem der beiden Zimmer zwei riesige Gemälde aufgehängt sind.«

Mein Interesse war erwacht. »Was für Gemälde?«

Er zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung. Aber sie erscheinen mir zu groß – für einen Hausmeister.«

Der gute Mann hatte recht. Sie waren zu groß – nicht nur für einen Hausmeister. Die Reporter, die ich in die Wohnung des kunstliebenden Hausmeisters schickte, fanden dort zwei der wertvollsten Gemälde aus der Pinakothek. Sie waren in den »Führerbau« gebracht und später von der plündernden Bevölkerung »entliehen« worden. In den Kellern und Bunkern des »Führerbaues« haben sich rund 1000 wertvolle Gemälde befunden; 650 bis 700 hatte die Bevölkerung zu diesem Zeitpunkt bereits abgeliefert. Den Behörden, die den Hausmeister von der »Leihgabe« befreiten, stellte ich nur die Bedingung, daß die Nachricht von der Auffindung der gestohlenen Bilder zuerst in der *Neuen Zeitung* veröffentlicht werden müsse. So sind Journalisten: sie führen auch einen Konkurrenzkampf, wo sie keine ernste Konkurrenz zu befürchten haben.

Im übrigen »mißbrauchte« ich meine Beziehungen zur Armee nur zweimal, um der Lizenzpresse mit einer Nachricht zuvorzukommen. Das erstemal, als die Karteien der NSDAP aufgefunden wurden. Die folgende Meldung hatten wir »allein«: *»Amerikanische Militärbehörden in Deutschland haben die volle Mitgliederliste der NSDAP aufgefunden und sichergestellt. Die Liste, die etwa acht Millionen Namen enthält, wurde von Major Browne, dem früheren Chef der Kriminalpolizei von Oregon, entdeckt. Die Mitgliederliste, deren Vernichtung von den nationalsozialistischen Führern angeordnet, aber aus ungeklärten Gründen nicht durchgeführt worden ist, enthält die Namen sämtlicher früheren Parteimitglieder, ferner die Namen von ungefähr zwei Millionen Personen, die um Aufnahme in die Partei nachgesucht hatten.«* Ich hielt die Nachricht für weiß Gott wie wichtig: ich ahnte nicht, daß fünfzehn Jahre später wackere Parteimitglieder Ministerposten bekleiden würden. Die zweite Nachricht, die ich für *Die Neue Zeitung* »reservierte«, war die Meldung von der Auffindung

des Hitlerschen Testaments, das wir vor der gesamten Weltpresse im Wortlaut publizierten.

Über den Konkurrenzkampf mit den Lizenzzeitungen wird noch zu sprechen sein. Prinzipiell möchte ich indes sagen, daß ich aus der »Konkurrenzlosigkeit« der *Neuen Zeitung* – konkurrenzlos war sie, weil sie über unbeschränkte Mittel verfügte, weil sie auf keine Inserate angewiesen war und keine veröffentlichte, weil ihr Nachrichtenquellen zur Verfügung standen, die anderen verschlossen waren –, daß ich also aus der besonderen Stellung der Zeitung überraschende Erfahrungen schöpfte. Es ist der Natur der Zeitung als einem Zwitter zwischen geschäftlichem Betrieb und moralischer Anstalt angemessen, daß sie innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft das einzige Phänomen ist, dem der Konkurrenzkampf nicht bekommt. Zwar dient der Journalist in der kapitalistischen Gesellschaft einem kommerziellen Unternehmen, aber sein Ehrgeiz ist nicht geschäftlicher Art: es ist nicht der geschäftliche Erfolg, der seine Ambition anheizt, er wird nicht »besser« durch das Streben, den Konkurrenten geschäftlich zu übertrumpfen. Er wird nicht besser – er wird schlechter. Wie der Konkurrenzkampf der deutschen Boulevardblätter, wie insonderheit der blutige Wettstreit der deutschen Illustrierten der Nachkriegszeit zeigt, wollen sich Zeitungen fast immer überbieten, indem sie sich unterbieten. Sonderstellungen, wie sie gewisse Presseprodukte in der Schweiz besitzen, beispielsweise die *Neue Zürcher Zeitung* und die *Schweizer Illustrierte*, haben ein höheres Niveau zur Folge: es ist ein stolzes Zeichen des journalistischen Gewissens, daß es einer stimulierenden Konkurrenz nicht bedarf. *Die Neue Zeitung* wurde nicht zu einem klassischen Produkt des Journalismus, weil ich und meine Mitarbeiter so besonders tüchtig gewesen wären: wir waren beim Publikum so eminent erfolgreich, weil wir uns um

das Publikum nicht zu kümmern brauchten. Der Journalist gleicht den großen Liebhabern, die um so mehr Frauen erobern, je weniger sie den Frauen nachrennen.

Es ist bezeichnend für Deutschland, wo kulturelle Fragen die Leidenschaften fast immer heftiger erregen, als die Politik es tut, daß es – trotz der aufopfernden Tag-und-Nacht-Arbeit von Erich Kästner und Luiselotte Enderle, trotz der ausgezeichneten Verbindungen, die beide besaßen – am schwersten war, Mitarbeiter für das Feuilleton zu finden. Wir »kochten« zu Hause.

Dieser »Hausmannskost« brauchten wir uns allerdings nicht zu schämen. Es ist ein Jammer, daß Erich Kästners gesammelte Artikel aus dieser Zeit immer noch nicht erschienen sind. Ich nenne da nur seinen Leitartikel *Talent und Charakter*, in dem er erzählt: »*Als mich im Jahre 1934 der stellvertretende Präsident der Reichsschrifttumskammer, ein gewisser Doktor Wissmann, in sein Büro zitierte und sich erkundigte, ob ich Lust hätte, in die Schweiz überzusiedeln und dort, mit geheimen deutschen Staatsgeldern, eine Zeitschrift gegen die Emigranten zu gründen, merkte ich, daß er über den Zusammenhang von Talent und Charakter noch rigoroser dachte als ich. Er schien, durch seine Erfahrungen im Ministerium gewitzigt, geradezu der Ansicht zu sein, Talent und Charakter schlössen einander grundsätzlich aus.*« Ich nenne nur Kästners *Harlan oder die weiße Mütze*, die das überfällige Verfahren gegen den *Jud-Süß*-Regisseur zur Folge hatte, nenne seine erzieherischen *Gedanken eines Kinderfreundes*. Zu Hause »kochten« wir auch Arthur Steiners geistreichen Kursus *Jeder lernt Englisch;* in der *Neuen Zeitung* erschien der erste Theaterbrief von Friedrich Luft, dessen Vorbild Alfred Kerr beinahe jede Woche Artikel aus London sandte, hier hielt Werner Finck seine *Silvesterrede 1945*, Manfred Hausmann schrieb über *Kunst und*

Not, und zu den bemerkenswertesten Aufsätzen zählte *Karl May und das Hitlertum* von Georg Dörge. Dazu kamen Diskussionen, die wir gleichfalls in der Schellingstraße planten. Kein Meinungsaustausch scheint mir wichtiger als der, der durch den bitteren Artikel *Die Umerziehung der Deutschen* von Sigrid Undset entfacht wurde. Karl Jaspers antwortete ihr mit der mutigsten, aber auch tiefsinnigsten Verteidigung des deutschen Volkes. Wenn es möglich sein sollte, die Vergangenheit zu »bewältigen«, dann gelten auch heute noch die Sätze in Professor Jaspers' Artikel vom 4. November 1945: *»Wir hören den beschwörenden Satz: Es sind vier Millionen Deutsche gefallen, das kann nicht für nichts gewesen sein, das muß doch einen Sinn haben! Die Antwort: Der Sinn dieses Sterbens ist aus Zielen in der Welt schlechthin nicht positiv zu begreifen. Die furchtbare Tatsache, die wir uns kaum einzugestehen wagen, ist vielmehr: Schätzungsweise vier Millionen Deutsche sind gefallen für einen Staat, der schätzungsweise vier Millionen wehrlose Juden (darunter knapp eine halbe Million deutscher Juden) methodisch tötete — der seit 1933 Volksgenossen zu Zehntausenden in Konzentrationslagern quälte und zum Teil vernichtete — der das eigene Volk zu einer Sklavenmasse machte — der den Terror entwickelte, in dem schließlich jeder den anderen durch Furcht zu Handlungen oder Unterlassungen trieb — der alles, was wahr und gut war in Deutschen, ausrottete — dessen Sieg, soweit wir zu sehen vermögen, das Ende des Deutschtums geworden wäre. Diesen Tatbestand müssen wir uns so anschaulich vor Augen stellen und, mit allen Einwänden gegen solche Behauptungen, so klar erörtern, daß daraus eine wirkliche Überzeugung erwächst. Es kommt darauf an, unser deutsches Leben unter den Bedingungen der Wahrheit zu gewinnen.«*

Die Redaktion der *Neuen Zeitung* versuchte gleichzeitig,

dem schon wieder aufkeimenden Provinzialismus entgegenzuarbeiten. Es war durchaus »Hausarbeit« – Hausarbeit nämlich, weil wir uns jeden Beitrag selber und mit den größten Anstrengungen beschaffen mußten – wenn die Weihnachtsnummer 1945 Beiträge folgender Autoren enthielt: Carl Zuckmayer, Alfred Kerr, Franz Roh, Heinrich Mann, Bruno Frank, Karel Capek, George Bernard Shaw, Sigrid Undset, Antoine de Saint-Exupery und Sherwood Anderson. In der Neujahrsnummer aber standen jene fünf Zeilen Erich Kästners, die für immer in die Literatur eingegangen sind: *»›Wird's besser? Wird's schlimmer?‹ / fragt man alljährlich. / Seien wir ehrlich: / Leben ist immer / lebensgefährlich.«*

Nun war ich allerdings mit der Überzeugung nach Deutschland gekommen, daß man nur die versperrten Schreibtischladen zu öffnen brauchte, um eine neue deutsche Literatur zu entdecken. Die Schreibtischladen waren so gut wie leer. Es gab Ausnahmen. Werner Bergengruens *Dies irae* war in der Zeit des Dritten Reiches im geheimen vervielfältigt und verteilt worden. Ernst Wiechert hatte, todkrank, *Die Jerominkinder* geschrieben und das Manuskript im Garten seines Hauses in Wolfratshausen vergraben. In der später von Gunter Groll zusammengestellten Anthologie *De Profundis* befinden sich einige schöne Gedichte, die in den Tagen des Terrors der bedrängten Brust sich entrungen hatten. Dennoch konnten wir von Glück reden, als ein junger Verleger, Kurt Desch – der erste, der seines tapferen Verhaltens wegen eine Lizenz in Bayern erhalten hatte –, uns ein Gedicht von Ernst Wiechert brachte. Zwölf Jahre der Unterdrückung – und, mit Ausnahme der *Jerominkinder*, kein Werk von Bedeutung! Anders als in der Zeit Georg Büchners hatte es in Hitlers Deutschland keinen anderen literarischen Widerstand gegeben als jenen, der sich in den hinterlassenen Schriften von Rudolf Borchardt, Albrecht

Haushofer, Wolfgang Borchert und einigen wenigen anderen geäußert hatte – für den Fortbestand der deutschen Literatur hatte einzig und allein die Emigration gesorgt.

Die Ursprünge der Gruppe 47

Und wo waren die Jungen? Sie waren unter den Toten des Weltkrieges, und die Überlebenden waren in Kriegsgefangenenlagern. Diese simple Erkenntnis führte 1945 zu einer Zeitungsgründung, die ich erwähnen muß, ehe ich zur Geschichte der *Neuen Zeitung* zurückkehre.

Das Hauptquartier der amerikanischen Informationsabteilung hatte mir den Vorschlag gemacht, eine bestimmte Anzahl von Exemplaren der *Neuen Zeitung* den Kriegsgefangenenlagern zuzuteilen: Hunderttausende Deutsche befanden sich immer noch in Gefangenschaft. Nun konnten wir einerseits den Lesehunger der Zivilbevölkerung ohnedies nicht befriedigen, andererseits glaubte ich in einem Memorandum an General McClure erklären zu müssen, daß »*Menschen hinter Gittern andere Interessen haben als solche in Freiheit*«. Ich schlug daher die Gründung einer Wochenzeitung vor, die eigens für die Kriegsgefangenen bestimmt sein sollte. Der Redaktion dieser Kriegsgefangenenzeitung *Rat und Tat* sollte zwar das gesamte Nachrichtenmaterial der *Neuen Zeitung* zur Verfügung gestellt werden, im übrigen sollte aber ein Team von politisch zuverlässigen Kriegsgefangenen die Zeitung selbständig redigieren. Mein einziger Hintergedanke war, auf diese Weise neuen schriftstellerischen und journalistischen Talenten eine Entfaltungsmöglichkeit zu bieten – die besten von ihnen sollten nach ihrer Entlassung in *Die Neue Zeitung* eintreten. In der Tat gewann ich auf diese Weise später einige wertvolle Mitarbeiter, so den Chefreporter der *Neuen Zeitung*,

den Sohn des Rektors der Marburger Universität, Karl-Hermann Ebbinghaus. Daß ich den Amerikanern ein Kuckucksei ins Nest gesetzt hatte, ahnte ich nicht.

Oder, um es gleich zu verraten: Ich trug, wenn auch auf sehr indirekte Weise, zur Gründung der Gruppe 47 bei.

Im Laufe der nächsten Monate hatte ich mit unserer Kriegsgefangenenfiliale größere Schwierigkeiten als mit dem gesamten Millionenorgan in der Münchner Schellingstraße. Die jungen Deutschen in den Kriegsgefangenenlagern, von denen die meisten kaum ein paar Monate in Hitlers Armee gedient hatten, fühlten sich vollkommen unschuldig. Sie haßten Hitler, haßten den Nationalsozialismus, der sie ins Unglück gestürzt hatte, haßten vielleicht sogar ihre Väter, doch ebenso haßten sie die Amerikaner, weil diese sie immer noch nicht aus der Gefangenschaft entlassen und ihnen den Stempel der Kollektivschuld aufgedrückt hatten. Es waren dunkle Nächte, in denen ich über die Manuskripte »meiner« Zeitschrift gebeugt saß – zwar waren sie beileibe nicht nationalsozialistisch, aber sie waren zum großen Teil von einem extremen Nationalismus, der sich vor allem gegen die Besatzungsmacht richtete.

Aus dem Mitarbeiterstab der Kriegsgefangenenzeitschrift ging, wenn auch nicht zur Gänze, die Redaktion der zeitungsgeschichtlich bedeutsamen Zeitschrift *Der Ruf* hervor, die von der Militärregierung später – natürlich zu Unrecht – verboten wurde. Über das Programm dieser Zeitschrift schrieb Heinz Friedrich im *Almanach der Gruppe 47* die symptomatischen Sätze:

»*Mitten in der härtesten Besatzungsdiktatur und unmittelbar nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands erhoben hier* (im Ruf) *junge Deutsche ihre Stimme und forderten Gerechtigkeit und Wahrheit und Freiheit. Sie machten das allgemeine heuchlerische Phrasengedresch von Umerziehung*

und Besatzungsdemokratie nicht mit und verlangten mit Nachdruck (wobei sie keine publizistischen Glacéhandschuhe anzogen) nicht nur Gedanken-, sondern auch Bewegungsfreiheit. Sie brandmarkten die Politik der Sieger als vorgestrig, als kolonialistisch und als menschenunwürdig, kurz: als uneuropäisch.«

Ja, Heinz Friedrich, dessen erstes Drama nicht von ungefähr *Die Straße Nirgendwo* heißt, hat die Geisteshaltung des jungen intellektuellen Deutschland in jenen Tagen vorzüglich beschrieben. Ich versuchte, mich mit jungen deutschen Intellektuellen zu unterhalten. Ich besuchte Kriegsgefangenenlager, lud junge deutsche Intellektuelle ein, sich sofort nach ihrer Entlassung in der *Neuen Zeitung* zu melden, sprach mit den Entlassenen, führte lange Gespräche mit jungen Männern wie dem Zeichner Meyer-Brockmann, der bei uns aus und ein ging. Es war erschreckend. Die jungen deutschen Intellektuellen lehnten ihre »Väter« ab, aber sie waren frei von Scham – meine Bemühungen, ihnen klarzumachen, daß ich gegen die Kollektivschuldidee gekämpft, aber eben deshalb eine Mit-Scham erwartet hatte, fielen auf unfruchtbaren Boden. Wenn man mit so primitiven Begriffen wie »Nazis« und »Anti-Nazis« operieren wollte, waren sie samt und sonders »Anti-Nazis«, aber just aus dieser Gesinnung leiteten sie das Recht ab, Nationalisten sein zu dürfen. Sie wollten nichts von der Umerziehung eines irregeführten Volkes wissen, sie reichten uns nicht die Hand, sie sahen nur die »Besatzungsdiktatur«, sie fragten nicht, warum die Amerikaner Deutschland hatten besetzen müssen, und ob Hitlers »Europäertum« gar so »europäisch« war, sie erkannten und verkündeten zwar die Menschenunwürdigkeit des Nationalsozialismus, doch war ihr Kampf gegen die Hitlersche Ideologie akademischer Natur, ihr Kampf gegen den »Kolonialismus« der Amerikaner um so praktischer. Was

sich später in den Werken des »jungen Deutschland« äußern sollte, war hier schon deutlich zu erkennen: Opposition um jeden Preis, die Verwechslung von Freiheit mit Raubbau an Freiheit, der intellektuelle Hochmut, dem jede Verbindung mit dem Volk fremd ist.

Ich versuchte zu verstehen. Sie waren politisch ungeschult, diese jungen Deutschen, sie hatten nicht darüber nachgedacht, wie satanisch der Trick Hitlers gewesen war, seine Partei »national« und »sozialistisch« zu nennen: der Nationalsozialismus war ihnen verhaßt, aber sie erkannten immer noch nicht, daß es unmöglich ist, »links« zu stehen und nationalistisch zu denken. Sie zitierten den Nationalismus der Amerikaner – und vergaßen, was geschehen war. Ich versuchte zu verstehen. Die Mehrheit der jungen deutschen Intellektuellen saß hinter Stacheldraht – ich selbst war 1940, als Freiwilliger der französischen Armee, Kriegsgefangener gewesen, und wußte, daß man hinter Stacheldraht nur den Stacheldraht sieht. Dennoch erschreckte mich die Kurzsichtigkeit. Es ist selbstverständlich, daß man seinen Wärter haßt, aber von Intellektuellen erwartete ich, daß sie sich fragen würden, wie sie hinter Stacheldraht geraten waren. In einem Brief an Thomas Mann ließ ich meiner Sorge freien Lauf. Ich schrieb: *»Diese jungen Leute hassen ihre Väter. Aber die Feinde ihrer Väter hassen sie noch mehr.«*

Aus meinem Versuch, jungen Deutschen die Feder in die Hand zu drücken, war *Rat und Tat* entstanden; ohne die Gruppierung um die Redaktion der Kriegsgefangenenzeitung wäre nie *Der Ruf* entstanden; aus dem *Ruf* ging die Gruppe 47 hervor. Mit Kummer sah ich die Entwicklung, aber die schon damals deutlichen Zeichen der fatalen Verbrüderung von Linksintellektuellen und Nationalisten entgingen mir. Dabei waren die Zeichen deutlich wahrnehmbar. Während mein Feuilleton-

redakteur Erich Kästner in der *Neuen Zeitung* jene vollständige Freiheit genoß, die ihm allein die amerikanische »Besatzungsdiktatur« gebracht hatte, wurde ich eines Abends zur Eröffnung des Kabaretts *Die Schaubude* eingeladen – das Programm war nicht zuletzt von Kästner bestritten worden. Wie groß war die Überraschung, die mich hier erwartete! Die Hälfte des Programms war ein einziger unwilliger Temperamentsausbruch gegen die Amerikaner. Zwar griff ich in einer Glosse *Die Schaubude* an, aber meine Angst vor dem Odium der »Besatzungsdiktatur« war so groß, daß ich von den langsamen, sorgfältigen Selbstmordvorbereitungen der Demokratie nichts bemerkte.

Ich bemerkte auch nicht, noch nicht, daß wir auf verlorenem Posten standen. Das intellektuelle junge Deutschland klagte wehleidig über die Härten der Besatzung, und die Amerikaner blieben ahnungslos. Wie ahnungslos sie waren, zeigt eine dritte Zeitungsgründung.

Washington, das nun auf einmal die amerikanische Presse in Deutschland weiter ausbauen wollte, hatte mir die Gründung der ersten Illustrierten aufgedrängt, die den Titel *Heute* trug. Obwohl hervorragend ausgestattet, wurde *Heute* ein kompletter Mißerfolg. Die Gründe waren einfach: die Redaktion der *Neuen Zeitung*, die sich der Gründung von Anfang an widersetzte, hatte sie vorausgesehen. Mein kleiner Stab von Emigranten in amerikanischer Uniform war nicht groß genug, als daß ich auch nur einen Redakteur an *Heute* hätte abgeben können. Geschulte und verläßliche deutsche Mitarbeiter saßen in der *Neuen Zeitung* und in den Redaktionen der Lizenzpresse – mehr Journalisten dieser Art zu finden, war vorerst unmöglich. Infolgedessen sandte Washington schnell entschlossen ein Team von amerikanischen Illustriertenfachleuten nach München. Ich wußte mit dieser Redaktion, der das

deutsche Publikum vollkommen fremd war, nichts anzufangen; sie wurde mir unterstellt, aber ich ließ ihr freie Hand. Die *Heute*-Redakteure produzierten eine Kopie von *Life*, die journalistisch unanfechtbar, für Deutschland jedoch ungeeignet war. Zeitungen und Zeitschriften lassen sich nicht in fremden Boden verpflanzen. Das einzige erfreuliche Resultat der Gründung von *Heute* war die Erkenntnis, daß die Deutschen nicht »alles« verschlangen. Es war unwahr, daß sich ihre Kauflust auf Packpapier jeder Art beschränkte.

Mit jedem Tag des neuen Jahres 1946 wurde es mir klarer, daß ich mich, trotz des Erfolges der *Neuen Zeitung*, trotz des internationalen Ansehens, das Deutschlands größte Zeitung genoß, auf einem hoffnungslosen Posten befand. Die Exempel dafür sind zahlreich; ich will nur wenige erwähnen.

»Signal« und Weltgeschichte

Eines Tages führte Erich Kästner den Berliner Publizisten Walter Kiaulehn (jetzt Autor erfolgreicher Bücher und Kritiker des *Münchner Merkur*) bei mir ein. Obwohl Kästner einige Aufsätze Kiaulehns veröffentlicht hatte, weigerte ich mich wochenlang, Kiaulehn zu empfangen. Dieser brillante Publizist, einstige Stütze der Ullstein-Blätter in Berlin, war im Krieg Mitarbeiter der Zeitschrift *Signal* gewesen, einer Propagandaschrift, die für das Ausland bestimmt war und wöchentlich mit so viel offensichtlichen Lügen aufwartete, daß das Propagandaministerium die Verbreitung im Inland verbot. Im *Signal* war, kurz nach Lidice, eine Verherrlichung des Massenmörders Heydrich erschienen, die mit »W. K.« gezeichnet gewesen war — so hatte auch der PK-Mann Kiaulehn seine Berichte gezeichnet. Aber was sollte ich tun? Ich wollte um jeden oder doch fast um jeden Preis schriftkundige deutsche Mit-

arbeiter gewinnen; das Reservoir, das ich für unerschöpflich gehalten hatte, war leer; wie sollte ich schließlich eine Zeitung leiten, wenn ich den Empfehlungen meines hochgeschätzten Feuilletonredakteurs mißtraute? Kästner erklärte, der »W. K.«, der den Mörder von Lidice gepriesen hatte, sei mit Walter Kiaulehn nicht identisch – also herein mit Kiaulehn!

Das Unglück wollte es, daß wir schon nach wenigen Minuten auf das jüngste Kriegsphänomen, die Bombardierung von Städten, auf den Bombentod von Frauen und Kindern zu sprechen kamen. Daß Kiaulehn nur von Dresden und Kassel und Berlin sprach, jedoch London, Rotterdam und Coventry vergaß, hätte mich, den nun schon Kummergewohnten, nicht weiter berührt. Überaus geistreich, wie es seine Art war, begann aber Kiaulehn bald, die historischen Quellen der Abscheulichkeit des Zweiten Weltkrieges zu analysieren – und, siehe da, er hatte den Ursprung der Hitlerschen Greueltaten im amerikanischen Bürgerkrieg entdeckt. Damals, sagte er, sei der Mord an Frauen und Kindern zum Gesetz erhoben worden: Hitler habe geglaubt, ein Imperator zu sein, sei in Wirklichkeit aber nur der Imitator seiner amerikanischen Vorbilder gewesen.

Daß ich es vorzog, Kiaulehn nicht zu engagieren, ist kaum von Bedeutung; nachdem mir die Zügel der *Neuen Zeitung* entglitten waren, öffneten ihm die Amerikaner dennoch die Tore dieses Organs. Aber das Gespräch mit dem Berliner Publizisten, den sein Temperament zur Offenheit gezwungen hatte, hatte mir die Unüberbrückbarkeit des Grabens gezeigt, den ich im neuen Deutschland vorgefunden hatte. Ebenso bezeichnend war es, daß sich nur wenige fanden, die von dem Bazillus der Hitler-Sprache unberührt geblieben waren. Einer der besten deutschen Journalisten brachte mir einen trefflichen Aufsatz, in dem die Sprache des Unmenschen angeprangert, die Rückkehr zur deutschen Sprache gefordert wurde. Es war

der treffliche Aufsatz eines Mannes voll guten Willens, und wenn wir ihn nicht drucken konnten, dann nur deshalb, weil er in — Hitler-Deutsch geschrieben war.

Es wäre indes ungerecht, wollte ich behaupten, daß die Schwierigkeiten, denen wir begegneten, ausschließlich oder auch nur hauptsächlich von deutscher Seite kamen. Sie kamen vor allem von der Seite der amerikanischen Militärs und waren sowohl persönlicher wie politischer Natur. Damit bin ich beim letzten und aktuellsten Kapitel dieses Berichtes angelangt.

Sechstes Kapitel

ENDE EINER AFFÄRE

Der schleichende Konflikt mit der Militärregierung spitzte sich zu. Das hatte, nicht zuletzt, mit dem Kriegsverbrecherprozeß in Nürnberg zu tun.

Wann immer es mir meine Zeit gestattete, fuhr ich von München nach Nürnberg – das war damals, obwohl mir der requirierte *Horch* des ehemaligen Präsidenten der Reichspressekammer, Max Amann, zur Verfügung stand, ein unbequemes Beginnen, da sich die Autobahnen in einem desolaten Zustand befanden und jede Reise auf den vereisten Straßen viele Stunden in Anspruch nahm.

Da sah ich sie nun auf der Anklagebank – Hermann Göring, den blutigen Clown, Joachim von Ribbentrop, aufgestiegen vom Sektvertreter zum Außenminister und nun wieder bestenfalls ein Sektvertreter, Julius Streicher, der den Marquis de Sade mit Abscheu erfüllt und vom Sadismus geheilt hätte, Hjalmar Schacht, des Teufels Münzmeister, Rudolf Hess, den einzigen offensichtlichen Irren im Irrenhaus.

Ich empfand beileibe keine Sympathien für diese Männer, und wenn ich ehrlich sein soll, so empfand ich für die »Rechtschaffenen« unter ihnen, für die Schacht und Neurath und Papen – ich erinnere mich noch, wie Schacht immer wieder naserümpfend von seinem Nachbarn Streicher abrückte – noch weniger Sympathie als für die überführten Massenmörder. Wie sagten nur die Leute, die von unseren Meinungsforschern interviewt wurden: »Ich bin ja nur ein kleiner Mann ...« Nie-

mals habe ich kleinere Männer gesehen, die größeres Unheil angestiftet haben. Es war nicht ein einziger unter ihnen, der auch nur die geringste Haltung bewies – auch nicht Göring, dessen Glorifikation später mit so unheimlichem Geschick betrieben wurde. Ein jämmerlicher Haufen kleiner Männer ...

Das änderte nichts daran, daß ich mir für den Prozeß, der hier abrollte, keine Sympathien abringen konnte. Ich konnte daher auch die Kriegsverbrecherprozesse, an deren Rechtsgültigkeit ich zweifelte, dem deutschen Volk nicht »verkaufen«. *Die Neue Zeitung* widmete dem Prozeß einen immer geringer werdenden Raum, widmete ihm nur Glossen statt Leitartikel, erwog am Ende sogar die juristische Anfechtbarkeit des ganzen Schauspiels. Ich zog meinen amerikanischen Korrespondenten, Kurt Wittler (jetzt Fabrikant in Los Angeles), aus Nürnberg zurück. Die Reporter wechselten unentwegt: einmal schrieb ich selber, dann Arthur Steiner, dann Kästner. Die Reportagen rückten nach rückwärts. Das Hauptquartier in Bad Homburg tobte. Man zählte die Zeilen zusammen, welche die Blätter der Lizenzpresse dem Prozeß in Nürnberg widmeten und stellte sie dem geringen Raum in der *Neuen Zeitung* gegenüber. Ich richtete daraufhin ein Memorandum von über zwanzig Seiten an das Hauptquartier – die fünf Punkte meiner Argumentation ließ ich bald darauf, am 31. Mai 1946, im New Yorker *Aufbau* erscheinen. Der Aufsatz endete mit den Worten:

»Unten im Hof arbeiteten deutsche Kriegsgefangene. Es war eine anscheinend sinnlose Arbeit, die sie verrichteten: sie scheffelten Wasser, das aus einem geborstenen Rohr strömte, in kleine Behälter. Gegenüber zeichneten sich die Konturen der zerstörten Stadt ab: die papiernen Wände, die herabhängenden Heizkörper, die schmutzigen Steinhaufen, die Stufen, die nirgends hinführen. Im Gerichtssaal hatte man von Kon-

zentrationslagern gesprochen, in denen Menschen zu Seife verarbeitet wurden. Wie leicht, dachte ich, wäre es gewesen, die dreiundzwanzig nicht nur der Schuld zu überführen, sondern jedem Deutschen zu zeigen, was jeder von ihnen an ihm verbrochen. Die Gefangenen scheffelten das Regenwasser, und die Stufen führten nirgends hin. Ich frage mich, wozu der Nürnberger Prozeß fünf Monate lang gedauert hat ...«

Damit nicht genug, beging ich den Fehler, statt nur Zeitungen nun auch Politik zu machen. Ich bombardierte meine Vorgesetzten mit Memoranden, in denen die Besatzungspolitik, ja die gesamte Deutschlandpolitik Amerikas hart angegriffen wurde. In einem Memorandum *Die fünf Fehler der US-Politik in Deutschland,* das später – mit neueren Informationen und Schlußfolgerungen ergänzt – im *Aufbau* vom März 1947 erschien, standen unter anderem die folgenden Sätze:

»Der Schätzung maßgebender Offiziere des Kundschafterdienstes zufolge gab es in unserer Zone am Tage der Kapitulation rund 15 v. H. ›überzeugte Nazis‹, 10 v. H. sogenannte Anti-Nazis, 40 v. H. ›Mitläufer‹ (Nazi-sympathizers) und rund 35 v. H. Leute, die politisch nicht klassifiziert werden konnten. Die gleichen Stellen sind zu der Überzeugung gelangt, daß bis heute die Zahl der ›überzeugten‹ Nazis zwar nicht angestiegen, daß die Zahl der Anti-Nazis aber auf 3 v. H. herabgesunken ist ... Es hat ein Jahr gedauert, ehe wir uns entschlossen, die einzige politisch saubere Partei, die SPD, zu unterstützen. Die Russen mußten erst die kommunistische Einheitspartei (SED) ins Leben rufen, es mußte sich erst herausstellen, daß die CSU von Militaristen und Nationalisten durchsetzt war, ehe wir uns zu einer zögernden Hilfe für die SPD bewegen ließen ...«

»Während die Maschinengewehrfabriken, in denen jede Geheimproduktion unmöglich wäre, in die Luft fliegen, wer-

den deutsche Atombombenexperten und Raketenflugzeugkonstrukteure in Luxuskabinen nach Amerika befördert: bisher sind 621 ›Gelehrte‹ nach den Vereinigten Staaten gebracht worden. Ein ehemaliger Oberst der Luftwaffe, Dr. Klaus Aschenbrenner, arbeitet fleißig an der Bostoner Universität; ein eifriger PG, Dr. Heinz Fischer, läuft frei an der Universität Syracuse herum; der Ober-Nazi, der die Erzeugung von V-Waffen in Peenemünde leitete, sitzt in den Laboratorien von Fort Bliss; andere ›betätigen‹ sich in Fort White Sands und Dayton.«

»Von falschen Zähnen über Büstenhalter zu Penicillin werden amerikanische Produkte aller Art aus den Vereinigten Staaten an Soldaten geschickt, die sie gegen Bilder, Diamanten und Nerzmäntel eintauschen.«

»Wir haben den Deutschen die Demokratie gebracht wie einen Anzug aus einem Konfektionsgeschäft, den man aus dem Katalog aussucht – unbekümmert um die Größe und den Körperbau des Trägers ... Nicht minder infantil ist die aufgeregte Kampagne gegen Dr. Schumacher, der sich in London, und später in Hamburg, kritisch über die Besatzungsmethoden äußerte ... Genau wie nach dem Ersten Weltkrieg sind uns die Stresemanns zu ›deutsch‹ – wir sehen auf die reinen Finger des Dr. Schumacher, aber wir lassen die Generalmajore Ellerich mit ihren schmutzigen Fingern weiterwühlen ... Die Lösung liegt ... in der Schulung einer geistigen Aristokratie, und in der vollen Unterstützung für diese Auserwählten. In der Auswahl einer halben Million Menschen liegt keine ›Führer‹-Gefahr. Aber Deutschland ließe sich von ihnen führen.«

Welch Unsinn, zu glauben, daß solche Schriftstücke von den Militärs und ihren Beratern in Bad Homburg, Paris und Washington gnädig hätten aufgenommen werden können. Es hieß dort, Major Habe vertrete in der *Neuen Zeitung* nur noch

seine eigenen Ansichten, versuche das Organ der Militärregierung in sein eigenes Sprachrohr zu verwandeln.

Wurde ich dennoch nicht, wie mir mein unmittelbarer Vorgesetzter, Oberst Powell, wiederholt freundlich-warnend ankündigte, vor ein Militärgericht gestellt, ja nicht einmal, wie es doch leicht hätte geschehen können, einfach heimgeschickt, so hatte das mehrere Ursachen. Einerseits sprach meine »kriegerische« Vergangenheit gegen solche Pläne, andererseits kann die amerikanische Demokratie eine gute Portion Kritik vertragen. Wesentlicher war aber, glaube ich, der *esprit de corps*, der in der *Neuen Zeitung* herrschte und den kein Angehöriger dieses Corps vergessen hat.

Ohne Sentimentalität: Wenn die ehemaligen Mitarbeiter der *Neuen Zeitung* – aus dieser Redaktion sind sechzehn deutsche Chefredakteure und über dreißig Redakteure in leitenden Stellungen hervorgegangen – heute von »ihrer« Zeitung als von der »Reinhardt-Schule des Journalismus« sprechen, dann gilt dieser Tribut nicht allein dem Regisseur. Die Besucher der *Neuen Zeitung* aus dem Ausland, deren Zahl ständig wuchs – ich erinnere mich einer ganzseitigen Lobeshymne, die Robert Jungk in der Zürcher *Weltwoche* veröffentlichte –, bestaunten den »glücklichen Mikrokosmos im deutschen Makrokosmos«. Deutsche und Amerikaner arbeiteten hier zusammen, als hätte es nie einen Krieg gegeben; die Zivilisten beachteten die Uniformen nicht, und für die Amerikaner waren die Deutschen in ihren armseligen Zivilanzügen nichts als Kollegen; amerikanische Offiziere und deutsche Druckereiarbeiter tranken zusammen das dünne Bier, das Münchens Brauereien erzeugten – alle, ob es sich um einen jungen Arzt wie Dr. Ernest Wynder oder um einen Romancier wie Stefan Heym, ob es sich um einen Kabarettisten wie Werner Finck oder um einen Vollblutjournalisten wie Hans Wallenberg handelte, waren besessen von der

Idee der Zeitung. Daß ich in dieser Besessenheit manchmal zu weit ging, ist verständlich. So wurde mir nahegelegt, Leutnant Stefan Heym, der den ersten Leitartikel der *Neuen Zeitung* geschrieben hatte, heimzuschicken, da er »kommunistischer Sympathien dringend verdächtig« sei. Ich hielt Stefan Heym für keinen Kommunisten, sondern für einen genialen Querkopf, den ich sehr wohl zu kontrollieren verstand – ich weigerte mich, auf seine Mitarbeit zu verzichten. Es war eine meiner vielen Eigenmächtigkeiten, die man stillschweigend überging. Stefan Heym ging dann von selber: offenbar hatte er schon damals den Plan gefaßt, nach dem Osten zu desertieren. Wer es gewagt hätte, einen einzigen Stein aus dem Gebäude des Staates im Staate zu lösen, hätte damit rechnen müssen, daß das ganze Gebäude zusammenstürze.

Dennoch saß der Wurm längst in den Mauern der Schellingstraße.

Erpressung in Starnberg

Man muß wissen, daß es zu dieser Zeit bereits eine große Zahl von Zeitungen gab, die von deutschen »Lizenzträgern« herausgegeben wurden. In München selbst war die *Süddeutsche Zeitung* erschienen, deren Impressum die Namen von drei – später vier – »Lizenzträgern« aufwies. Obwohl es von beiden Seiten an gutem Willen nicht fehlte, bestand zwischen den Journalisten dieser Zeitungen und der Redaktion der *Neuen Zeitung* keine Verbindung. So konnte es geschehen, daß Werner Friedmann (jetzt Herausgeber der Münchner *Abendzeitung* und Mitverleger der *Süddeutschen Zeitung*) und ich uns kein einziges Mal trafen, obwohl wir beide unsere journalistische Laufbahn bei der Münchner *Süddeutschen Sonntagspost* – er als Chefreporter, ich als Wiener Korrespondent – begon-

nen hatten. Zwischen uns standen die sogenannten Lizenzierungsteams. Das waren – in unserer Zone – Amerikaner, welche die neuen deutschen Zeitungsherausgeber und Chefredakteure ausgesucht, geprüft und schließlich mit dem beispiellosen Geschenk eines Zeitungsbetriebes, oft auch einer Druckerei, bedacht hatten. Die Mitglieder der Lizenzierungsteams identifizierten sich vollständig mit den Interessen der neuen Verleger; die Existenz der überregionalen *Neuen Zeitung* mit ihren zweieinhalb Millionen Abonnenten war ihnen ein Dorn im Auge. Sie hatten nun, da die Lizenzierungen vollzogen waren, wenig zu tun und bevölkerten *Ritters Park-Hotel* in Bad Homburg, hauptsächlich damit beschäftigt, die amerikanische Generalität und die Vertreter des State Department von der »Überflüssigkeit« der *Neuen Zeitung* zu überzeugen.

Das soll nicht etwa heißen, daß ich die Tätigkeit der Lizenzierungsteams verurteile – in Bayern spielte einer meiner ältesten Kriegskameraden, Ernest Langendorf (jetzt Pressechef von *Radio Free Europe*) bei der Erteilung der Lizenzen eine maßgebende Rolle. Die damals lizenzierten Zeitungen haben sich, zumindest in der amerikanischen Zone, in jeder Hinsicht ungemein bewährt. Von den »Lizenzträgern« scheiterte kommerziell ein einziger, nur zwei oder drei schieden aus politischen Gründen aus. Ohne die Zeitungen der ursprünglichen Lizenzpresse – *Süddeutsche Zeitung, Augsburger Allgemeine, Stuttgarter Zeitung, Frankfurter Rundschau, Neue Ruhr-Zeitung, Tagesspiegel, Rhein-Neckar-Zeitung* und viele andere –, ohne diese Zeitungen würde man noch mehr schlaflose Nächte verbringen, als man, an Deutschland denkend, ohnedies verbringt: just der Springersche Mammutkonzern mit seinen erznationalistischen Massenmedien ist in der Nachlizenzierungsperiode entstanden; von diversen Illustrierten

wie der Burdaschen *Bunten Illustrierten* und ihrem sich intellektuell gebärdenden großen Bruder, dem *Spiegel*, ganz zu schweigen. Es ist auch das Verdienst der Lizenzierungsteams, und ihr geringstes nicht, daß in Deutschland eine Provinzpresse entstand, deren Bedeutung jede andere europäische Provinzpresse in den Schatten stellt: da ich nicht alle vorzüglichen Blätter der »Provinz« aufführen kann, erwähne ich nur die *Nürnberger Nachrichten*, die Mainzer *Allgemeine Zeitung*, die *Rhein-Zeitung* in Koblenz, die *Saarbrücker Allgemeine*, den *Schwarzwälder Boten* in Oberndorf, den *Mannheimer Morgen* und die *Freie Presse* in Bielefeld.

Indes wäre diese Geschichte der deutschen Presse im Jahre Null noch fragmentarischer als sie es ohnedies sein muß, wenn ich zwei Tatsachen übersähe.

Die amerikanischen Lizenzierungsgruppen hatten einen schweren Stand, weil zwischen ihnen und den anderen Lizenzierungsteams, vornehmlich den englischen, nicht nur keine Verbindung, sondern offene Gegnerschaft bestand. Es war ein geradezu unglaublich kindisches Seifenkistlwettrennen, wobei es darum ging, wer schneller mehr Zeitungen ins Leben rufen konnte. Die englischen Teams, die sich von jedem jungen deutschen Journalisten, der nicht gerade der NSDAP angehört hatte, hypnotisieren ließen, konnten das besser. Nur so sind Hamburg und Hannover zu Pressezentren eines neuen, wenn auch damals noch wohlgetarnten Nationalismus geworden.

Das zweite störende Element war die sich immer mehr zuspitzende Gegnerschaft zwischen den »amerikanischen« Zeitungen – der *Neuen Zeitung* und *Heute* hatten sich noch die Zeitschriften *Amerikanische Rundschau* und *Auslese* zugesellt – auf der einen, dem Lizenzierungsapparat auf der anderen Seite.

Diese Gegnerschaft hatte drei Gründe. Der erste war tech-

nisch-materieller Natur: Die Papierfabrikation konnte mit der Nachfrage nach Zeitungen nicht Schritt halten; je mehr die Auflage der *Neuen Zeitung* wuchs, desto weniger Papier war für die Lizenzpresse vorhanden. Der zweite Grund hing mit dem »amerikanisch-englischen« Lizenzierungskrieg zusammen: Je mehr *Die Neue Zeitung* den Markt beherrschte, desto größer war die Gefahr, daß die britisch lizenzierten Zeitungen die amerikanisch lizenzierten überflügeln würden. Aber es gab auch einen politischen Grund, und dieser war paradoxer Art: Die deutschen Zeitungen legten sich in der Kritik der Besatzungspolitik begreiflicherweise Zurückhaltung auf, während es immer schwerer wurde, mit der »Habeschen Knabenkapelle«, wie man meine Redaktion in Bad Homburg nannte, fertig zu werden.

Die ehemaligen Lizenzierungsteams, die nun die neue deutsche Presse wie ihr »Baby« betreuten, hatten auch, physisch gesprochen, ihre eigene Festung. Unter der Führung des Obersten MacMahon (später US-Militärattaché in Helsinki, jetzt im Ruhestand) hatten sie das alte, festungsartige Schloß Seeburg am Starnberger See bezogen und schossen von dort ihre Pfeile nach München. Wie hart dieser interne Kampf war, dafür ist es typisch, daß mich Colonel MacMahon – übrigens ein durchaus liebenswerter alter Haudegen mit einem Gesicht von Stein und einem Herzen von Gold – auf das Schloß berief, wo er wie ein bayerischer Landesherr thronte.

»Habe«, sagte der Oberst, »ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie wollen doch *Die Neue Zeitung* am Leben erhalten ...?«

»Wenn ich kann ...«, erwiderte ich vorsichtig.

»Reduzieren Sie die Auflage freiwillig auf eine Million, und Sie können der Papierzuteilung auf ein Jahr sicher sein.«

Ich lehnte ab.

Heute rühme ich mich dieses jugendlichen Feuers keineswegs, ich denke an die Episode eher mit einer gewissen Bewunderung für meine Wahlheimat Amerika. Colonel MacMahon und seine Vorgesetzten hätten dem Major und Zeitungsherausgeber keinen »Vorschlag« machen müssen: nichts hinderte sie daran, den Wasser-, beziehungsweise Papierhahn einfach zuzudrehen. Daß sie mein Argument, man könne in einer jungen Demokratie die Leser weder zu einer bestimmten Lektüre zwingen noch sie an einer solchen hindern, akzeptierten, spricht – nicht zum ersten- und nicht zum letztenmal – für die Vereinigten Staaten von Amerika.

Es ist, auf der anderen Seite, zu verstehen – ich greife vor –, daß mir Colonel MacMahon einige Monate später ein vom ganzen Generalstab der bayerischen Militärregierung besuchtes Abschiedsfest gab, das eher einem Siegesfest nach der Überwindung eines harten Gegners ähnelte. Daran ändert auch nichts, daß die schöne Menükarte mit der Aufschrift *Bon Voyage* neben manchem übertriebenen Lob für den Ehrengast die witzigen Sätze enthielt: »*Unsere Trauer über Ihren Abschied wird gemildert durch den Gedanken, daß Sie aus Bayern in ein viel glücklicheres Land heimkehren, wo nur Hunde, Automobile und gelegentlich Eheschließungen einer Lizenz bedürfen ...*«

Noch war es nicht so weit. Je mehr ich die Fehler der Besatzungspolitik erkannte, desto mehr machte ich meine eigene Politik. Wie das aussah, zeigt das folgende Beispiel:

Am 1. März 1946 kündigte *Die Neue Zeitung* eine »Konferenz« in München an. Es hieß da: »*Am 3. März 1946 wird im Kleinen Rathaussaal in München die ›Round-Table-Conference‹ der ›Neuen Zeitung‹ eröffnet. An der Besprechung beteiligen sich neun vor wenigen Monaten entlassene Kriegsgefangene, und zwar je drei aus Großhessen, Württemberg-*

Baden und Bayern. Die Teilnehmer wurden vom Redaktionsausschuß der ›Neuen Zeitung‹ aus 4532 Bewerbungen ausgewählt.« Auf der Tagesordnung standen: Unmittelbare Probleme nach der Heimkehr, Berufsprobleme, Invalidenfürsorge, politische Probleme wie: die Rolle der Parteigenossen und Aktivisten, Kriegsteilnehmer als aktive Kriegsgegner, Bekämpfung der Apathie der heimgekehrten Kriegsgefangenen. In meiner Begrüßungsansprache – die Konferenzteilnehmer wurden von Oberst MacMahon, Ministerpräsident Dr. Wilhelm Hoegner und Oberbürgermeister Dr. Scharnagl willkommen geheißen – sagte ich:

»Ein elendes, zu dauerndem Hunger, zu stetem Unglück und zu ewigen Ruinen verurteiltes Deutschland würde bedeuten, daß man an die Stelle des ausgeschnittenen Bazillenherdes einen neuen setzen würde. Daß der Aufbau der von Deutschland unterdrückten Staaten, die an unserer Seite gekämpft haben, zuerst kommt und kommen muß, ist selbstverständlich. Aber Deutschland, wenn auch von dem Herzen in unserem Körper weiter entfernt als etwa Frankreich oder Holland, ist doch auch ein Teil dieses Körpers.«

Die stenografischen Protokolle der Münchner Konferenz, bei der sich die Vertreter der ehemaligen Kriegsgefangenen beileibe kein Blatt vor den Mund nahmen, wurden in der *Neuen Zeitung* unzensiert veröffentlicht.

Es sei wie es wolle

Nun war der Teufel los. Wie mir mein »Geheimdienst« aus Bad Homburg meldete, ließ der Gouverneur der US-Zone, General Joseph T. McNarney den Chef der Informationskontrolle nach Berlin kommen, wo er ihn mit der Frage konfrontierte:

»Wer ist denn nun eigentlich mit der Besatzungspolitik in Deutschland betraut — ich oder Major Habe?«

Bei der amerikanischen Obrigkeit besaß ich keine Unterstützung, und die deutsche Presse war mir nicht gewogen. Ich lese heute oft mit Verwunderung, ich hätte die »Lizenzpresse« geschaffen und mich ihrer Gunst versichert: in Wirklichkeit wußte ich überhaupt nicht, wem eine Lizenz erteilt wurde, und die Lizenzträger betrachteten *Die Neue Zeitung* begreiflicherweise als schlimme Konkurrenz. Ich selbst ließ mir die Intrigen wortlos gefallen, weil ich in der Auflehnung der Lizenzpresse gegen *Die Neue Zeitung* das erfreulichste Zeichen der Demokratisierung sah. Hier, wenigstens, habe ich keine Enttäuschung erlebt: Ich kenne keine lizenzierte Zeitung, die sich nicht innerhalb von wenigen Monaten zu voller, kritischer Unabhängigkeit entwickelt hätte. Immerhin ist es eine Tatsache, daß ich von der öffentlichen Meinung in Deutschland keine artikulierte Unterstützung erwarten durfte.

Dennoch war mein Entschluß, *Die Neue Zeitung* zu verlassen und die Uniform, die ich über vier Jahre lang getragen hatte, abzulegen, durchaus freiwillig. Er datiert von einem ganz bestimmten Tag, dem 5. März 1946.

Ich stand in dieser Nacht, wie immer, im Umbruchsaal der Schellingstraße. Es ging auf zwei; Metteur Altmann hatte gerade das letzte »Schiff« in die Gießerei bringen lassen. Ich wollte in mein Redaktionszimmer zurückkehren, wo ich, auf die ersten Exemplare der duftend-taufrischen Zeitung wartend, zwischen zwei und vier Uhr morgens eine »kritische Redaktionskonferenz« abzuhalten pflegte. Da läutete das Telefon auf dem Umbruchtisch.

Das Hauptquartier General Eisenhowers in Paris meldete sich. Ein Offizier, dessen Namen ich bis dahin nie gehört hatte, erklärte:

»Ich soll Ihnen die Weisung übermitteln, die Rede Churchills in Fulton ganzseitig auf der ersten Seite zu bringen.«

»Ich weiß nichts von einer Rede in Fulton. Außerdem laufen in einer Stunde die Maschinen an.«

»Sie haben die Maschinen anzuhalten.« Kleine Pause. »Ich lasse Ihnen die Rede durchgeben. Verbinden Sie mich mit einem englischen Stenografen.«

Während ich den Offizier mit einem englischen Stenografen verband, versuchte ich über einen anderen Apparat Bad Homburg zu erreichen. Meine Vorgesetzten saßen in Bad Homburg, nicht in Paris: mit ihnen konnte ich vielleicht vernünftig reden.

Bad Homburg schlief. Erst nach einer halben Stunde gelang es mir, Oberstleutnant Dilliard (heute leitender Redakteur des Pulitzer-Blattes *St. Louis Post-Dispatch*) zu erreichen.

Dilliard war unterrichtet. »Es tut mir leid«, sagte er, »Sie müssen die erste Seite ändern.«

»Die Zeitung kann nicht rechtzeitig erscheinen. Ich bin kein Zauberer.«

»Zauberer oder nicht – mit der Rede ändert sich unsere ganze Politik.«

Inzwischen wurden mir die Manuskriptseiten der Rede Winston Churchills in Fulton, Missouri, gereicht. Es war die später berühmt gewordene Rede, in welcher der ehemalige englische Premierminister die Sowjetunion des »kommunistischen Imperialismus« geziehen hat. Der Kalte Krieg hatte begonnen.

Ich hielt die Argumente Churchills weder für unrichtig noch für ungerecht, aber ich mußte mich daran erinnern, daß man Wallenberg und mir noch vor einigen Wochen wegen unserer Kritik an den Russen mit dem Kriegsgericht gedroht hatte. Es wurde mir auch klar, daß die Vereinigten Staaten von Stund

an eine neue Deutschlandpolitik verfolgen würden; mir würde es obliegen, sie dem erstaunten deutschen Volk zu vermitteln.

Ich hatte mich geirrt, zumindest teilweise. Es gab eine neue Politik gegenüber der Sowjetunion, aber eine »neue« Deutschlandpolitik gab es nicht: dazu hätte es ja einer alten bedurft. Während man mir und meinem Team seit jenem Tag, als mich General Banfill mit der Mitteilung überraschte, mein Hauptquartier werde sich im *Hotel Bristol* in Bad Nauheim befinden, im wesentlichen freie Hand gelassen hatte, taten jetzt die Militärs, was sie immer tun, wenn sie keinen Ausweg wissen: sie erteilten Befehle. Nun trafen täglich *»guidances«* aus Bad Homburg ein, Richtlinien und Sprachregelungen, die sehr oft den aus Washington eintreffenden *»guidances«* widersprachen; überdies hinderten mich die unentwegten Besuche höherer Offiziere, die ihrerseits politische Weisheiten von sich gaben, an der Arbeit. Nachdem ich anderthalb Jahre, beinahe vollkommen unabhängig, zu Deutschland mit der »Stimme Amerikas« gesprochen hatte, erkannte ich, daß ich mich zum Sprachrohr durchaus nicht eignete, nicht einmal dort, wo ich mit den Meinungen meiner Vorgesetzten – »Meinung« in der verdächtigen Mehrzahl – übereinstimmte.

Als mir Oberst Powell, der mich gegen die uniformierte Bürokratie stets »abgeschirmt« hatte, mitteilte, er werde im Sommer 1946 seinen Abschied nehmen, bat auch ich um meine Entlassung. Gemäß dem Punktesystem, das für jedes halbe Jahr in Europa und für jeden Orden fünf Punkte vorsah – achtzig Punkte berechtigten zum Abschied von der Armee –, mußte mich die *US-Army* aus ihrem Verband entlassen. Man heftete mir das Eichenlaub zum Bronze-Star an die Brust. So sehr mich das ehrte: es ehrte mich mehr, daß die Informationsabteilung der Armee meinen Vorschlag, Major Hans Wallenberg mit meiner Nachfolge zu betrauen, diskussionslos akzep-

tierte. Ich wußte nun, daß sich mein Kind, *Die Neue Zeitung*, in guten Händen befand. Das Jahr Null war vorbei, aber *Die Neue Zeitung* sollte viele Jahre weiterbestehen.

Das Abschiedsfest fand in der Schwabinger Villa statt, wo die meisten amerikanischen Redakteure der *Neuen Zeitung* wohnten. Niemand kümmerte sich um die Gesetze, die den Amerikanern, trotz der »neuen« Deutschlandpolitik, immer noch den gesellschaftlichen Verkehr mit Deutschen verboten. Alle waren gekommen – von Erich Kästner bis Werner Finck, von den deutschen Metteuren bis zu den amerikanischen Chauffeuren: Tief in die Morgenstunden tranken amerikanische Offiziere, deutsche Schauspielerinnen, amerikanische Professoren und deutsche Aristokraten, deutsche Druckereiarbeiter und Amerikanerinnen in Uniform teils schlechtes deutsches Bier, teils ebenso schlechten kalifornischen Wein.

Ich dachte zurück: an Siege und Niederlagen, an Fehlschläge und Tiefschläge, an manchen prophetischen Moment und manchen bitteren Irrtum, an den Rausch der großen journalistischen Momente und an politische Ernüchterung, an Unrecht, das ich getan, und an Ungerechtigkeit, die mir widerfahren, an die Baracken von Camp Sharpe, an den verschneiten Park von Luxemburg, an das *Hotel Bristol* in Bad Nauheim, an eine leere Wohnung in Braunschweig und an das Morgengrauen in der Schellingstraße. Ich dachte an die Zukunft, von der ich nichts ahnte.

In meiner Rede, mit der ich für die Ansprache meines Nachfolgers dankte, zitierte ich die Zeilen, die Alfred Kerr zu seinem eigenen sechzigsten Geburtstag geschrieben hatte:

Was ist unsre Rolle,
In Tiefen und Höh'n
Der irdischen Scholle? –:
Leuchtend vergehn!

Im »Faust« scheint die volle
Wahrheit zu stehn:
»Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!«

Heute, zwanzig Jahre später, blicke ich zurück auf das große Abenteuer des »Narrenschiffes«, das durch das Jahr Null steuerte. Es fällt mir nichts anderes ein. *Es sei wie es wolle, / Es war doch so schön.*

STATT EINES NACHWORTS

Die kleine Tafelrunde hatte längst aufgehört, über Bedeutsames und Unwichtiges, das sich in letzter Zeit begeben, zu plaudern. Hans Habe erzählte. Unbemerkt zerrannen darüber die Stunden der Nacht. Erstaunlich war nur, daß Hans Habe wie nebenbei erwähnte, ein Kapitel deutscher Zeitungs- und Zeitgeschichte geschrieben zu haben. Die »Stunde Null« der deutschen Presse, meinte er, interessiere niemanden mehr. Es sei alles anders gekommen. Die Wirklichkeit habe sich nicht an den Plan gehalten. Aber kann man die Wirklichkeit von heute verstehen ohne Kenntnis der Absichten von gestern? Damit überzeugte ich ihn.

Die erste Fassung von Hans Habes Erinnerungen an den Wiederaufbau der deutschen Presse erschien unter dem Titel »Die deutsche Presse im Jahre Null« als Fortsetzungsbericht in der *Weltwoche*. Daß gerade ein schweizerisches Organ dieses Kapitel deutscher Zeitungsgeschichte aufschlug, mutet nicht erstaunlich an, wenn man sich die Funktion der schweizerischen Blätter im besetzten Deutschland in Erinnerung ruft.

Damals, vor gut zwanzig Jahren, füllten die *Weltwoche* und die *Neue Zürcher Zeitung* – neben einigen anderen Zeitungen der Eidgenossenschaft – als erste die Informationslücke aus. Obgleich es dem deutschen Volk am Nötigsten fehlte – am eindrucksvollsten wußte Erich Kästner dem glücklichen Nachbarvolk in der Friedensoase darüber zu berichten –, obgleich die Streichhölzer fehlten und die Schuhnestel, hungerten die Menschen auch nach Informationen, nach Berichten über den Zustand des eigenen Landes und der Welt. Während Monaten gehörten die Schweizer Zeitungen zu den begehrten

Kostbarkeiten. In unserem Land aber, in dem die Parteiblätter üppig ins Kraut schossen, war die *Weltwoche* eine der Ausnahmen, welche die Regel bestätigten: ein unabhängiges Blatt, unabhängig von Parteigesetzen und -kompromissen, abhängig nur von einer freilich recht internationalen Lesergemeinde. Kein Zufall, daß Hans Habes Erinnerungen aus dem »Jahre Null« gerade in dieser Zeitung erscheinen, hier ein begeistertes Echo finden mußten.

Als Kriegsfreiwilliger hatte Hans Habe den Zusammenbruch Frankreichs miterlebt, war in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten und ausgebrochen. Etwas geborgte Sicherheit in der Schweiz. Flucht nach Portugal. Dort verschaffte ihm das Glück einen Schiffsplatz nach den Vereinigten Staaten. Die Vereinigten Staaten schickten ihn als amerikanischen Soldaten etwas später über den Atlantik zurück, auf den nordafrikanischen Kriegsschauplatz. Invasion Siziliens, italienisches Festland, Kampf um Salerno. Die Normandie.

Weil er nicht im Sog der siegreichen Armeen »einfach aus dem Exil nach Deutschland zurückkehrte«, weil er hinter dem Zusammenbruch den Hoffnungsschimmer einer neuen Ordnung wahrnahm – gerade deshalb vermochte er die Pläne Washingtons nicht mit dem sklavischen Gehorsam des Befehlsempfängers ins Werk zu setzen.

In Bad Nauheim richtete sich Captain Habe mit seinem kleinen Stab von Presseleuten ein. Die Aufgabe war klar: Er sollte in den größeren deutschen Städten der amerikanischen Zone »Amtsblätter« gründen. Dieses Instruments wollte sich die Militärregierung bedienen, um der deutschen Bevölkerung Erlasse und Weisungen mitzuteilen. Alles in allem war es ein technisches Problem. So sah es jedenfalls die amerikanische Armee. Hans Habe sah es anders. Nicht von Anfang an. Schließlich war er amerikanischer Offizier, gewohnt, Befehlen

zu gehorchen, und auch in diesem Fall gesonnen, seine Pflicht untadelig zu erfüllen. Spätestens in Köln, als er die erste deutsche Rotationsmaschine in Gang setzte und die erste Ausgabe »seiner« Zeitung in Händen hielt, wird der Journalist in ihm erwacht sein. Von diesem Augenblick an gehorchte er nicht mehr dem militärischen Befehl, sondern den zwingenden Gesetzen der Zeitungswelt. An einer Stelle seines Buches sagt er es selber: »Wir machten Zeitungen, sonst nichts.« Captain Habe bewältigte fortan die technischen Probleme meisterhaft, aber er schuf nicht das »Amtsblatt der amerikanischen Militärregierung«, sondern den »Kölnischen Kurier«, die »Frankfurter Presse«, den »Weser-Boten« und die »Ruhr-Zeitung«, die »Hessische Post« und die »Stuttgarter Stimme«. Alles hübsche Zeitungsnamen. Bereits die Namensfülle hätte begründeten Verdacht bei den Vorgesetzten des emsigen Zeitungsgründers wecken müssen. Der Mensch gibt den Dingen, die ihm lieb sind, zuerst eigene Namen. Die Zeitungen sollten ihren Dienst so effektvoll wie möglich versehen, fand Hans Habe. Außerdem galt es in seinen Augen, das vorsichtige Gespräch mit der Bevölkerung zu eröffnen. Dieser zweite »Sündenfall« folgte gleichsam automatisch auf den ersten. Kein echter Journalist hätte anders handeln können.

So geschah es, daß der amerikanische Captain in Bad Nauheim eigentlich nicht mehr im Sinne der Militärregierung dachte, einer Regierung, die ja ohnehin nur *zu* den Deutschen und keinesfalls *mit* den Deutschen sprechen wollte.

Er nahm sich vor, seine Leser rasch und zuverlässig über alle wichtigen Begebenheiten zu unterrichten — durch »seine« Zeitungen. Vor die Wahl gestellt, seinen Lesern nichts bieten zu können oder den Stoff auf dem »Schwarzmarkt der Informationen« erwerben zu müssen, entschied er immer richtig — für die Information.

Als ein Blatt nach dem andern von den Lizenzierungsteams in deutsche Hände gelegt wurde, zog sich Hans Habe in Amerikas publizistische Bastion zurück, die er auch selber aufgebaut hatte: in München leitete er die »Neue Zeitung«. Zum zweitenmal weitete sich in seinem Sinn der Auftrag zur Mission. Nur deshalb wurde aus dem Organ der amerikanischen Besatzungsmacht das, was er heute nicht ohne Stolz die »Reinhardt-Schule des Journalismus« nennen hört. Durch diese Schule, an der Erich Kästner und Hans Wallenberg lehrten, sind viele deutsche Journalisten gegangen. Daß aber das Organ der amerikanischen Besatzungsmacht nicht einfach das mit Privilegien versehene Sprachrohr einer fremden Regierung blieb, daß seine Mitarbeiter die amerikanische Politik nicht bewedeln mußten, daß die Rotationsmaschinen, die vorher den »Völkischen Beobachter« in Großauflage ausgespien hatten, nun eine Zeitung von höchstem Niveau druckten – all das ist vor allem Hans Habe zum Verdienst anzurechnen.

Als seine Vorgesetzten im Zuge der neuen Deutschlandpolitik selber mit den Deutschen sprechen wollten, nahm er den Abschied. Er wollte weder Sprachregelungen noch Richtlinien in Empfang nehmen müssen.

Mit dem Wunsch, der wiedererstandenen Presse einen Weg in die Zukunft zu weisen, errichtete Hans Habe sein Leitziel. Das erklärt, warum sein Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse mit dankbaren und mit harten Worten geschrieben wurde. Hans Habes Verdienste sind so offensichtlich wie die Erkenntnis, die er uns vermittelt, daß etwas mehr Gehorsam wohl weniger vollbracht hätte.

Rolf R. Bigler
Chefredakteur der »Weltwoche«

PERSONEN- UND SACHREGISTER

LANDSER, VORWÄRTS!

Jetzt seid Ihr auf dem Vormarsch — Grenadiere, Panzergrenadiere, Fallschirmjäger. Jetzt, endlich, dürft Ihr wieder einmal nach vorwärts blicken. Vor Euch liegen die Ziele, die Euch Eure Führung verheissen hat: Antwerpen, Brüssel, Verdun, Paris.
Ein berühmter deutscher General hat gesagt: „Soldaten! Blickt niemals nach rückwärts!" Auch dieses Flugblatt rät Euch: Blickt nicht nach rückwärts! Denn hier ist das Bild, das sich hinter Euren Linien bietet.
Euer Nachschub an Mann und Material kam über

7 EISENBAHNLINIEN und 7 EISENBAHNBRÜCKEN!

Viele von Euch erinnern sich noch an die Namen. An die Eisenbahnbrücken bei Euskirchen, Ahrweiler, Mayen, Eller, Bullay, Pfalzel und Konz-Karthaus.

VON 7 BRÜCKEN sind heute 5 RUINEN

Die amerikanischen Luftstreitkräfte haben sie in den letzten Tagen vernichtet. Zwei weitere Brücken sind schwer beschädigt worden und müssen erst repariert werden. Euer Nachschub und Euer Entsatz muss heute zum grössten Teil mittels Lkw.s an die Front gebracht werden — oder die Landser müssen in den Einsatz marschieren. Fragt einmal Eure Offiziere, was die Namen

EUSKIRCHEN
AHRWEILER
MAYEN
ELLER
BULLAY
PFALZEL und KONZ-KARTHAUS

für Euch bedeuten. Eure Offiziere werden Euch die Antwort geben:

LANDSER — BLICKT NICHT NACH RÜCKWÄRTS!

Z.G.103

WAS KAPITULATION BEDEUTET:

im Kleinen:

Kapitulation bedeutet, dass die Hoffnungslosigkeit der örtlichen Lage anerkannt wird. Alliierte Kommandeure mussten in diesem Krieg in Singapur und auf Corregidor selbst kapitulieren. Deutsche Kapitulationen erfolgten während des vergangenen Sommers örtlich an mehreren Stellen im Osten und Westen, wo rein militärisch erkannt wurde, dass weiteres Blutvergiessen nicht mehr gerechtfertigt war. In allen Fällen wurde die Übergabe korrekt und mit vollen Ehren vorgenommen.

im Grossen:

Kapitulation bedeutet, dass die Hoffnungslosigkeit der Gesamtlage anerkannt wird. Die Alliierten sind der Ansicht, dass man mit dem Nationalsozialismus nicht verhandeln kann, und dass die Kapitulation bedingungslos sein muss, damit nicht noch einmal (wie nach dem letzten Krieg) behauptet werden kann, Deutschland sei auf feindliche Versprechungen „hineingefallen". Deshalb sagen die Alliierten: Keine Versprechungen und keine Verhandlungen mit den Nazis!

WAS KAPITULATION NICHT BEDEUTET:

im Kleinen: Kapitulation bedeutet *nicht*, dass der einzelne Soldat jemals der Willkür eines Feindes ausgesetzt ist. Als Kriegsgefangener untersteht er dem Schutz der Genfer Konvention, welche genaue Bestimmungen über seine Behandlung, Verpflegung, Unterbringung, usw. enthält und welche vorsieht (Artikel 75, Vertrag vom 27.VII.1929), dass Kriegsgefangene so bald wie möglich nach Friedensschluss nach Hause zurückzuschicken sind.

im Grossen: Kapitulation bedeutet *nicht*, dass der einzelne an Kriegsverbrechen unbeteiligte Deutsche von den Alliierten zur Verantwortung gezogen wird. Massenvergeltung gehört zu den Dingen, gegen welche die Alliierten kämpfen. Präsident Roosevelt hat erklärt: „Die Vereinten Nationen haben nicht die Absicht, das deutsche Volk zu versklaven. Es ist unser Wunsch, dem deutschen Volk die Möglichkeit zu normaler, friedlicher Entwicklung als nützliche und geachtete Glieder der europäischen Völkerfamilie zu geben."

ZG 123

Landser, vorwärts! – Im Dezember 1944 wurde dieses Flugblatt über den deutschen Linien abgeworfen. Die Wehrmacht unter Feldmarschall Rundstedt hatte einen letzten verzweifelten Ansturm unternommen. Sachlich wurde hier den Landsern erklärt, warum die Ardennenoffensive aussichtslos geworden war.

Was Kapitulation bedeutet. – In den letzten Monaten des Krieges wurden Millionen Flugblätter abgeworfen, die dem deutschen Volk erklären sollten, was unter bedingungsloser Kapitulation zu verstehen war: Keine Verhandlung mit dem Hitler-Regime, aber keine Versklavung des deutschen Volkes.

Frontpost (unten). – Ab Dezember 1944 erschien das Flugblatt »Feldpost« als reguläre Zeitung unter dem Titel »Frontpost«. Diese Nummer enthielt Weihnachtsgrüße der Wehrmacht, »Fragen ohne Antwort« und den Witz des Tages.

Seite 2. — *Frontpost* — 25. Dezember 1944

Weihnachten 1944



Bommel: „Du, hast Du gehört, daß der Weihnachtsmann dieses Jahr nicht nach Deutschland kommen soll?"
Latsch: „Wieso denn nicht?"
Bommel: „Er hat Angst, daß man ihn zum Volkssturm einziehen wird."

Unter

Frauen gefangen genommen



Zahlreiche deutsche weibliche Soldaten und Krankenschwestern wurden gefangengenommen, als die 2. Panzerdivision der Franzosen in die elsässische Hauptstadt Straßburg einzog.

Was wird aus Deutschland?

Weihnachtsgrüß der Wehrmach

Am Weihnachtstag bri die amerikanische Armee üb Radio Luxemburg die Grü von einlausend deutsch Soldaten in amerikanisch Kriegsgefangenenlagern an i ren Angehörige in Deuts land. Platzmangel verbie uns, mehr als einige die Grüße in der „Frontpost" a zudrucken. Die restlich Weihnachtsgrüße können Weihnachtstage über Ra Luxemburg abgehört werd.

Jäger Donner aus Berst in Magdeburg: Liebe Elt und Geschwister! Wüns Euch ein frohes Weihnach fest und frohes neues Ja Bin in amerikanischer fangenschaft. Liebe Freun ich wünsche Euch dassel

Gefreiter Hermann Ar aus Heroldberge bei Mag burg, Königsbucherstraße Liebe Eltern und Geschwist Wünsche Euch ein re frohes und gesundes We nachtsfest!

Gefreiter Georg Schä

ummer 11

5. Februar 1945

Die Mitteilungen

DER AMERIKANISCHEN 12. HEERESGRUPPE FÜR DIE DEUTSCHE ZIVILBEVÖLKERUNG

3 für Nazis

Nächstes Ziel: Berlin

Panzerkämpfe bei Frankfurt an der Oder – Russischer Einbruch in Brandenburg und Pommern – Schwerin, Thorn, Landsberg gefallen – Vorstoß auf Stettin

MOSKAU. – Der russische Ansturm rollt unaufhaltsam weiter. Die Russen stehen jetzt tief in Brandenburg und Pommern, haben Ostpreußen von Deutschland abgeriegelt, und ganz Oberschlesien überrannt. Russische Panzerspitzen kämpfen bei Frankfurt an der Oder, vor Küstrin und vor Stettin. Die Russen haben die Oder an mehreren Stellen erreicht. Moskauer Meldungen zufolge befindet sich eine russische Panzerspitze nur 70 Kilometer von Berlin entfernt. In der Reichshauptstadt herrscht Panik. Wehrmachttruppen, SS Einheiten und Volkssturmmänner heben Bunker und Panzerfallen in den Vororten Berlins aus. Der Kanonendonner der Front kann deutlich in Berlin gehört werden. Ausländische Diplomaten verlassen die Stadt. Dr. Goebbels schrieb in seinem Leitartikel in „Das Reich“: „Es scheint, als ob die Uhr bald Mitternacht schlagen wird.“ In den letzten 20 Tagen sind die Russen 300 km vorgedrungen.

Bunker und Panzerfallen in der Reichshauptstadt





Brennerstrecke gebombt

Tschechoslowaken kehren zurück

Flottenstützpunkt Kopenhagen

Aufbau-Konferenz in Washington

Premiere. – Die erste »richtige« deutsche Zeitung im Jahre Null waren die noch in Luxemburg gedruckten, aber in den besetzten Teilen Deutschlands verbreiteten »Mitteilungen«. Die Nummer vom 5. Februar 1945 enthielt die Erklärung General Eisenhowers: »Die von den Nationalsozialisten errichteten Konzentrationslager werden unverzüglich übernommen und nach Freilassung der unschuldigen Lagerinsassen als Lager für verhaftete Nationalsozialisten Verwendung finden.« Die Zeitung zitierte einen Artikel von Reichsleiter Schwarz im »Völkischen Beobachter«: »Jeder, der heute ein Zimmer, einen Ofen, eine Kerze und Brot für sich und seine Kinder hat, kann sich glücklich schätzen.«

Abschiedsvorstellung. – Bis zur letzten Minute strotzte der »Völkische Beobachter« von Lügen. Die letzte Nummer erschien am 30. April 1945. Die zweite Seite war teils von zynischer Harmlosigkeit – »Der Mai im Gemüsegarten«, »Das Wichtigste vom Erbrecht« und »Neues aus alter Zeit« –, teils erschienen die letzten Traueranzeigen: »Für Führer, Volk und Reich starben den Heldentod . . .«

01. Ausgabe / 58. Jahrgang / Einzelpreis 15 Rpf. „Freiheit und Brot!“ 101. Ausgabe / München, Montag, 30. April 1945

VÖLKISCHER BEOBACHTER

Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands

Wirrwarr in San Franzisko

Man spricht englisch, russisch, chinesisch und französisch

Immer neue Sowjetpuppen

Anhänger der Exilpolen verschwinden

Großschlacht um Bayern

Überall heldenhafter Widerstand - Stoß auf München erneut vereitelt

Zornige Ablehnung des Liliputputsches in München

Ulm, Augsburg, Kempten und Schongau in Feindeshand

Weltrevolution auf der Weltkonferenz



Luxemburg. – Hans Habe als Hauptmann der 12. amerikanischen Heeresgruppe (General Omar N. Bradley) – zu dieser Zeit Chef von Radio Luxemburg.

Politische Flugzettel (rechts) gehörten zu den Seltenheiten. Dieses »Leaflet« wurde in zwölfter Stunde abgeworfen, um die Deutschen zu überzeugen, daß bedingungslose Kapitulation »nicht die Vernichtung und Versklavung des deutschen Volkes« bedeute.

DEUTSCHLANDS ZUKUNFT

Roosevelt erläutert die Beschlüsse der Krim-Konferenz.

Die nachstehenden Erklärungen über Deutschlands Zukunft stammen aus dem Bericht, den Präsident Roosevelt am 1. März 1945 dem amerikanischen Kongress erstattete. Er behandelte darin die Beschlüsse, die von den Vereinigten Staaten, Grossbritannien und der Sowjet-Union auf der Konferenz in Yalta getroffen wurden.

„WIR werden in unseren Anstrengungen nicht einen Augenblick nachlassen bis zur bedingungslosen Kapitulation des Gegners. Das deutsche Volk und die deutschen Soldaten müssen sich darüber klar sein: Je eher sie den Kampf einstellen und die Waffen strecken – sei es in Gruppen oder als Einzelne – desto eher werden ihre gegenwärtigen Leiden vorüber sein. Und weiter muss sich das deutsche Volk darüber klar sein: Nur durch restlose Kapitulation kann es den Anfang damit machen, wieder ein Volk zu werden, das die Welt als gesittete Nachbarn anerkennt. Wir haben es in Yalta eindeutig ausgesprochen, und ich wiederhole es jetzt noch einmal:

Bedingungslose Kapitulation bedeutet nicht die Vernichtung oder Versklavung des deutschen Volkes.

Diesen Teil der Yalta-Erklärung hat die nationalsozialistische Führung dem deutschen Volk in Presse und Rundfunk bewusst vorenthalten. Die Nazi-Führer wollen dem deutschen Volk weismachen, die Yalta-Erklärung bedeute Versklavung und Vernichtung des deutschen Volkes. Denn auf diese Weise hoffen die Nazis ihre eigene Haut zu retten, durch diese Täuschung wollen sie das deutsche Volk zu weiterem, nutzlosem Widerstand antreiben."

Roosevelt über die Bedeutung des Begriffs „Bedingungslose Kapitulation".

„Aber wir haben auf der Yalta-Konferenz keinen Zweifel darüber gelassen, was bedingungslose Kapitulation für Deutschland bedeutet. Kapitulation bedeutet: Zeitweilige Überwachung Deutschlands durch Grossbritannien, Russland, Frankreich und die Vereinigten Staaten. Eine Kontroll-Kommission, bestehend aus den Vertretern der vier Weltmächte mit dem Sitz in Berlin, wird die Verwaltung der vier Besetzungs-Zonen koordinieren.

Bedingungslose Kapitulation bedeutet ferner das Ende des Nationalsozialismus und der NSDAP mit all ihren barbarischen Gesetzen und Einrichtungen. Bedingungslose Kapitulation bedeutet das Ende aller militaristischen Einflüsse im öffentlichen, privaten und kulturellen Leben Deutschlands.

Für die nationalsozialistischen Kriegsverbrecher bedeutet bedingungslose Kapitulation schnelle, gerechte und empfindliche Bestrafung. Kapitulation bedeutet auch die völlige Entwaffnung Deutschlands, die entgültige Beseitigung des deutschen Militarismus, die Vernichtung allen deutschen Kriegsgeräts, das Ende der deutschen Rüstungsindustrie, die Demobilisierung aller deutschen Streitkräfte und die entgültige Auflösung des deutschen Generalstabs, der so oft den Frieden der Welt erschüttert hat. Den von ihm angerichteten Schaden wird Deutschland in Sachleistungen gutmachen müssen – durch Auslieferung von Industrie-Anlagen, industrieller Ausrüstung, rollendem Material und Rohstoffen.

Wir werden nicht wieder, wie nach dem vorigen Krieg, in den Fehler verfallen, Wiedergutmachung in Geldleistungen zu verlangen, die Deutschland niemals aufbringen kann. Wir wollen nicht, dass das deutsche Volk Hunger leidet oder eine Last für die übrige Welt wird. Die Absicht, die uns bei der Politik gegenüber Deutschland leitet, lässt sich in wenige Worte zusammenfassen: Wir wollen kommenden Generationen den Frieden sichern."

Roosevelt über die Aufrechterhaltung des Weltfriedens.

„Die Krim-Konferenz war eine erfolgreiche Aktion der drei führenden Nationen, um eine gemeinsame Basis für den Frieden zu schaffen. Sie bedeutet das Ende des Systems der einseitigen Aktionen, der exklusiven Bündnisse, der Interessensphären, der Gleichgewichtspolitik und aller anderen Experimente, die in den letzten Jahrhunderten versucht wurden – und fehlgeschlagen haben.

Wir beabsichtigen statt dieser Systeme eine Weltorganisation zu schaffen, in die allmählich alle friedliebenden Nationen eintreten können. Ich bin zuversichtlich, dass der Kongress und das amerikanische Volk die Ergebnisse der Konferenz gutheissen werden, als eine Basis für den Frieden, auf der wir weiter aufbauen können, um mit Gottes Hilfe eine bessere Welt zu schaffen, die Welt der Zukunft, in der unsere Kinder und Kindeskinder – die Kinder und Kindeskinder von uns allen, von der ganzen Welt – leben werden."

Der Bericht Präsident Roosevelts wurde vom amerikanischen Kongress mit überwältigender Stimmenmehrheit gutgeheissen und angenommen.

Die Neue Zeitung. – »Die Neue Zeitung« in München hatte eine Vorläuferin. Bereits in Luxemburg publizierte die 12. amerikanische Heeresgruppe ein Mitteilungsblatt, das für die deutsche Zivilbevölkerung der besetzten Gebiete bestimmt war. Diese Zeitung wurde kostenlos verteilt. Die Verteilung fand oft unter feindlichem Feuer statt.

1. Nummer
27. November 1944

Die Neue Zeitung

MITTEILUNGSBLATT DER 12. AMERIKANISCHEN ARMEE-GRUPPE FÜR DIE DEUTSCHE ZIVILBEVÖLKERUNG

Das erste Wort

Erstens: Die Alliierten Streitkräfte, die unter meinem Oberbefehl stehen, haben jetzt deutschen Boden betreten. Wir kommen als ein siegreiches Heer; jedoch nicht als Unterdrücker. In dem deutschen Gebiet, das von Streitkräften unter meinem Oberbefehl besetzt ist, werden wir den Nationalsozialismus und den deutschen Militarismus vernichten, die Herrschaft der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei beseitigen, die NSDAP auflösen, sowie die grausamen, harten und ungerechten Rechtssätze und Einrichtungen, die von der NSDAP geschaffen worden sind, aufheben. Den deutschen Militarismus, der so oft den Frieden der Welt gestört hat, werden wir endgültig beseitigen. Führer der Wehrmacht und der NSDAP, Mitglieder der Geheimen Staats-Polizei und andere Personen, die verdächtigt sind, Verbrechen und Grausamkeiten begangen zu haben, werden gerichtlich angeklagt und, falls für schuldig befunden, ihrer gerechten Bestrafung zugeführt.

Zweitens: Die höchste gesetzgebende, rechtsprechende und vollziehende Machtbefugnis und Gewalt in dem besetzten Gebiet ist in meiner Person als oberster Befehlshaber der Alliierten Streitkräfte und als Militär-Gouverneur vereinigt. Die Militärregierung ist eingesetzt, um diese Gewalten unter meinem Befehl auszuüben. Alle Personen in dem besetzten Gebiet haben unverzüglich und widerspruchslos alle Befehle und Veröffentlichungen der Militär-Regierung zu befolgen. Gerichte der Militärregierung werden eingesetzt, um Rechtsbrecher zu verurteilen. Widerstand gegen die Alliierten Streitkräfte wird rücksichtslos gebrochen. Andere [illegible]

Straßburg wurde befreit

Deutsche Gegenangriffe im Geilenkirchen-Raum gescheitert – Mehrere deutsche Generale gefangengenommen – Engländer vor Venlo

PARIS. – Die ganze Westfront von Holland bis an die Schweizer Grenze ist aufgerollt. Metz wurde von der amerikanischen Dritten Armee General Pattons erstürmt und befreit. Die Franzosen drangen in Belfort ein, brachen die Burgundische Pforte auf und stehen am Rhein. Mühlhausen, Altkirch und Zabern wurden befreit. Französische Streitkräfte sind jetzt in Straßburg eingedrungen. Alliierte Einheiten nahmen Geilenkirchen und Eschweiler.

Alliierte Truppen in Metz, Mühlhausen und Belfort

SÜDABSCHNITT. Die französische Erste Armee unter General Delattre de Tassigny eröffnete ihre Offensive auf dem Südflügel der Westfront mit einem Durchbruch durch die Burgundische Pforte. Belfort wurde befreit, und der Rhein in dreißig km breiter Front erreicht. Französische Artillerie auf dem elsässischen Ufer des Rheines feuert bereits über den Fluß auf Ziele in Baden. Dann traten die Panzereinheiten der Franzosen zu ihrem Umfassungsmanöver nach Norden an. In ihrem weiteren Vormarsch haben die französischen Streitkräfte Mühlhausen und Straßburg befreit.

In der Zange

Der schnelle Panzervorstoß der Franzosen von der Burgundischen Pforte bis nach Straßburg, der sich hinter der Vogesenstellung der deutschen 19. Armee entwickelte, bedeutet, daß diese 19. Armee zwischen den Franzosen in ihrem Rücken und der amerikanischen Siebenten Armee



[illegible] deut für Lothringen, die Saar und die Pfalz.

Weiter nördlich, im Kampfabschnitt der amerikanischen Ersten Armee, machten die Amerikaner Fortschritte in der Gegend von Weisweiler. Erbitterte Kämpfe finden im Walde von Hürtgen statt. Amerikanische Einheiten der 9. Armee sind bis auf 4 km an Jülich herangerückt, nachdem Geilenkirchen und Eschweiler genommen wurden. Deutsche Gegenangriffe, die von Panzern unterstützt waren, wurden nordöstlich von Geilenkirchen zurückgewiesen.

NORDABSCHNITT. Truppen der britischen Zweiten Armee gehen im Abschnitt von Venlo vor und stehen 5 km vor der Stadt. Die Ortschaften Meijel und Horst an der Eisenbahnlinie Helmond-Venlo wurden befreit. Das Westufer der Maas wurde bei Kessel südlich von Venlo erreicht. Nördlich Meijel stießen die Engländer bis auf [illegible] und den Helena Kanal vor.

ITALIENFRONT. Südlich Faenza [illegible] pen der Achten Armee im Vormarsch auf Ravenna weitere Fortschritte gemacht. Die amerikanische Fünfte Armee hat starke deutsche Gegenangriffe zurückgewiesen. Alliierte Luftstreitkräfte unterstützten die Kampfhandlungen an allen Abschnitten der Südfront.

Der Luftkrieg

LUFTKRIEG. Die alliierten Luftstreitkräfte leisteten den Bodentruppen überall Unterstützung. Luftangriffe auf deutsche Industriegebiete und Verkehrsanlagen nahmen ihren Fortgang. Die Nordsternwerke für synthetischen Treibstoff in Gelsenkirchen wurden innerhalb von 24 Stunden zweimal von alliierten Großkampfflugzeugen mit Bomben belegt. Fliegende Festungen griffen die Fabrik für synthetischen Treibstoff bei Merseburg an. Liberator-Bomber belegten Industrieziele im Raum von Hamburg und Harburg mit über 1000 Tonnen Bomben. Verbände der 15. amerikanischen Luftflotte bombardierten von Italien aus Eisen-



Das Bild zeigt den deutschen Kriegsgefangenen [illegible], dem auf seinem Wege in ein amerikanisches Kriegsgefangenenlager gestattet wurde, seine Mutter [illegible] in einer rheinischen Stadt zu besuchen.

Tokio gebombt

PEARL HARBOR. Landgestützte „Superfestungen" der amerikanischen Luftflotte haben Tokio bombardiert. Der Standort der Flugzeuge war die Insel Saipan in den Marianen, etwa 2000 Kilometer südöstlich der japanischen Hauptstadt. Wie das amerikanische Kriegsministerium meldet, wurden hydro-elektrische Anlagen, Dämme, Schiffe, Schiffswerften, Stadtteile mit Industrieanlagen, Flugfelder und Reparaturwerften in der Bucht von Yokohama erfolgreich angegriffen. Es war dies das erste Mal, daß Tokio von landgestützten Flugzeugen bombardiert wurde. Der erste Luftangriff auf Tokio fand am 18. April 1942 statt, als General Doolittle einen Bomberverband vom Flugzeugträger „Hornet" gegen Tokio führte.

1 Million Deutsche außer Gefecht

PARIS. – General Eisenhower erklärte in einer Radio-Rede an die amerikanischen Arbeiter, daß seit dem Tage der Invasion über eine Million deutscher Soldaten getötet, verwundet oder gefangengenommen wurden. Der General erkannte die Leistung der amerikanischen Arbeiter in der Rüstungsproduktion an. In der Schlacht um Aachen seien z. B. in einem Zeitraum von 14 Tagen 300 000 105 mm Granaten gefeuert worden. Pro Minute feuern die Alliierten im Westen 600



Hessische Post

NUMMER 1
28. April 1945

Die Russen im Herzen Berlins

Ost und West vor Vereinigung

Russen vor dem Alexanderplatz – Ulm und Stettin genommen
Berlin völlig eingekesselt

Amerikanischer Vormarsch auf Oesterreich

Vorstoß auf Dresden

Hitlers Versteck gebombt

48 Nationen beraten

Die Konferenz von San Francisco eröffnet – Präsident Truman erklärt: „Einigkeit im Frieden wie im Krieg"

300 Hauptdelegierte, 1200 Berichterstatter

1 000 000 Worte

Eden, Stettinius, Molotow

Stalin über die polnische Frage

Po wurde überquert

Franzosen in Italien

Fiume abgeschnitten

Heimkehr. – Den heimkehrenden Kriegsgefangenen galt die besondere Sorge der »Neuen Zeitung«. Anfang 1946 veranstaltete sie die erste Konferenz mit soeben entlassenen Kriegsgefangenen. Für die noch nicht Freigelassenen gründete der amerikanische Informationsdienst die Zeitschrift »Rat und Tat«.

Hessische Post. – Die erste Nummer der »Hessischen Post« in Kassel erschien schon vor der Kapitulation. Die Karte zeigt die besetzten Gebiete. Hans Habe, der Chefredakteur des Blattes, verwandte gegen das amerikanische Verbot Frakturschrift. Er wollte den neuen Zeitungen ein möglichst vielfältiges Bild geben.

Elend. – »3000.– RM Belohnung« ist auf einem Anschlag im Hintergrund zu lesen. Geld bedeutete vor der Währungsreform nur wenig. Es war keine Zeit der Reichtümer, aber dennoch eine Zeit der Zusammengehörigkeit.



MÜNCHENER ZEITUNG



Extra-Ausgabe

ALLIIERTES NACHRICHTENBLATT FÜR DIE DEUTSCHE ZIVILBEVÖLKERUNG

Der Weltkrieg beendet

Japanische Regierung nimmt die Kapitulationsbedingungen von Potsdam an – Präsident Truman befiehlt den Japanern alle Kriegshandlungen einzustellen – General MacArthur zum alliierten Oberbefehlshaber ernannt

WASHINGTON. – Präsident Truman erklärte in einer Pressekonferenz in Washington am 15. August 1945 um 1 Uhr morgens westeuropäischer Zeit, daß die japanische Regierung die Kapitulationsbedingungen, die auf der Potsdamer Konferenz festgelegt worden waren, angenommen hat. Damit hat die letzte der Achsenmächte kapituliert und der zweite Weltkrieg ist beendet.

Extra-Ausgabe. – Wenn je eine Extra-Ausgabe berechtigt war, dann war es diese der Heeresgruppen-Zeitung »Münchener Zeitung«, die das Ende des Weltkrieges anzeigte. Nach der Kapitulation Deutschlands, die viereinhalb Monate früher erfolgt war, hatte nun auch die japanische Regierung die in Potsdam festgelegten Bedingungen der Kapitulation widerspruchslos angenommen.

Sieger. – Die Nachricht von der Kapitulation brachte als erste Zeitung die »Ruhr Zeitung« in Essen. In der beinahe gänzlich zerstörten Industriestadt hatten die Amerikaner eine funktionsfähige Druckerei gefunden, aus der einer der mächtigsten Zeitungspaläste Deutschlands geworden ist.

Ruhr Zeitung

NUMMER 1
12. Mai 1945

HERAUSGEBER: DIE 12. AMERIKANISCHE HEERESGRUPPE FÜR DIE DEUTSCHE ZIVILBEVÖLKERUNG

Die Waffen wurden gestreckt

Deutschland ergab sich bedingungslos – Am 8. Mai 1945 um Mitternacht, erscholl der Befehl: „Feuer einstellen!" Keitel und Jodl unterzeichnen

(—) Heute, wenn nunmehr der Vorhang zufällt über den sechsjährigen Krieg, ist es für jeden Deutschen von größter Wichtigkeit, sich die Frage vorzulegen, warum Deutschland diesen Krieg verloren hat und verlieren mußte. Die Versuchung ist groß, die deutsche Niederlage rein militärisch zu erklären. Militärische Sachverständige werden sich noch Jahrzehnte lang darüber unterhalten, ob der Krieg für Deutschland bei Stalingrad oder bei El Alamein verlorenging, ob die verpaßte Gelegenheit der Invasion Englands nach Dünkirchen die Ursache gewesen ist, ob eine dilettantische Führung den Krieg verloren hat, oder ob Deutschland das eigene Todesurteil unterschrieb, als es im Juni 1941 Rußland in den Rücken fiel. In all diesen militärischen Analysen wird die Uebermacht der Alliierten an Menschen und Material, die Erzeugungsfähigkeit der Vereinigten Staaten und die Ueberlegenheit der britischen Flotte eine vornehmliche Rolle spielen. Solche militärische Analysen bergen nur — richtig, wie sie auch sonst sein mögen — nicht zu übersehende Gefahren. Die Hauptgefahr besteht darin, in Auseinandersetzungen über die Wirkung die wirklichen Ursachen zu vergessen.

Wenn wir annehmen, daß die deutsche Niederlage unmittelbar durch die kolossale alliierte Ueberlegenheit an Menschen und Material hervorgerufen wurde, so müssen wir uns doch auch fragen, wieso es zu dieser Ueberlegenheit gekommen ist? Die Antwort, daß die Vereinigten Staaten, Sowjet-Rußland oder Großbritannien einfach über reichere Quellen verfügen als Deutschland, übersieht die einfache Tatsache, daß es nirgends geschrieben stand, warum die Kräfte der Vereinigten Staaten zum Beispiel nicht zur Unterstützung Deutschlands anstatt gegen Deutschland hätten eingesetzt werden sollen. Erst wenn man tiefer in das Wesen dieses Krieges hineinleuchtet, sieht man, daß die Vereinigten Staaten nicht nur niemals hätten Verbündete Deutschlands sein können, sondern daß sie in diesem Krieg entscheidend gegen Deutschland eingreifen mußten.





Drei Länder — ein Wille. Stalin, Roosevelt †, Churchill

Eine Minute nach zwölf

PARIS. — Der Krieg in Europa ist be-

Die Urkunde

Der Text der Uebergabeerklärung lau-

6000000 Gefangene

PARIS. — Im Augenblick, da Deutsc-

SONDER AUSGABE **Frankfurter Presse**

DEKLARATION

In Anbetracht der Niederlage Deutschlands und der Übernahme höchster Autorität hinsichtlich Deutschlands durch die Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika, der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken und des Vereinigten Königreichs und durch die Provisorische Regierung der Französischen Republik

Der Text der Deklaration

ARTIKEL 1

ARTIKEL 2

ARTIKEL 3

ARTIKEL 5


MÜNCHENER ZEITUNG

Russische Besetzungszone bestimmt

General Eisenhower, Feldmarschall Montgomery, Marschall Zhukow und General De Lattre de Tassigny bilden höchsten Alliierten Kontrollrat in Berlin und erlassen gemeinsame Deklaration

Die Konferenz in Berlin

Rückführung der Bevölkerung

Vier Kommandanten von Berlin

Vollständige Entmilitarisierung

Frankfurt. – Eine Sonderausgabe der amerikanisch geleiteten »Frankfurter Presse« erschien anläßlich der Kapitulation im Mai 1945. Die »Frankfurter Presse« war schon früher erschienen. Sie war die erste bedeutende Zeitung im neuen Deutschland.

München. – Vorläuferin der »Neuen Zeitung« in München war die »Münchener Zeitung«, die im Format des »Völkischen Beobachters« erschien. Die erste nichtnationalsozialistische Zeitung nach einem Presseterror von zwölf Jahren mußte auf den Maschinen des »Völkischen Beobachters« in der Schellingstraße gedruckt werden.

Hunger. – Vor der Münchener Freibank, wo Pferdefleisch über die Markenzuteilung hinaus ausgegeben wurde, zählte ein Reporter an einem Samstagmorgen 3270 Personen in der Schlange. Es gab Käufer, die 42 Stunden gewartet hatten. Aber das Leben forderte seine Rechte. Wie die Plakatwand zeigt, wurde in den Rathaus-Lichtspielen der Film »Der Verdammte der Inseln« gezeigt.



Inserenten. – Auch Zeitungen sind Mangelware. Vor einer Münchener Zeitungsredaktion hat sich eine Schlange gebildet. Man wartet auf Zeitungen, deren Papier kostbar ist. Oder man will ein Tausch- oder Such-Inserat unterbringen. Nicht die Zeitung wirbt um den Kunden, der Inserent wirbt um die Zeitung.

Augsburger Anzeiger. – Am 3. August 1945 veröffentlichte der von Hans Habe geleitete, in München gedruckte »Augsburger Anzeiger« die Resultate der Geheimkonferenz von Potsdam. Zum erstenmal konnten hier Leser wieder ihre Meinung frei äußern. München meldete, daß 30 bis 40 Prozent der Restaurants ihren Betrieb aufgenommen haben. Aus Salzburg kam die Meldung, daß die Salzburger Festspiele in diesem Jahr wieder stattfinden werden. Der »Augsburger Anzeiger« veröffentlichte zum erstenmal ein Gedicht Bert Brechts.

Augsburger Anzeiger

HERAUSGEGEBEN VON DER AMERIKANISCHEN ARMEE FÜR DIE DEUTSCHE ZIVILBEVÖLKERUNG

AMTLICHES NACHRICHTENBLATT
NUMMER 4
3. August 1945
Anfragen, Briefe und Mitteilungen sind durch die örtliche Vertretung der alliierten Besatzungsbehörde zu richten an: Redaktion des „Augsburger Anzeigers", c/o P & PW Detachment, [illegible] Army Group — APO. [illegible] — U.S.Army
Preis 20 Pfennig

Ergebnis der Potsdamer Konferenz

Vorbereitung von Friedensverträgen – Richtlinien für die Besetzung Deutschlands
Demokratische Parteien erhalten Versammlungs- und Redefreiheit

POTSDAM. — Die Konferenz in Potsdam ist zu Ende. Die Nachrichtensperre ist aufgehoben und der „Augsburger Anzeiger" bringt als erste Zeitung für die deutsche Zivilbevölkerung die Einzelheiten und Ergebnisse der Konferenzen der „Großen Drei". Das Ereignis der letzten Woche war die Tatsache, daß Clement Attlee den früheren Ministerpräsidenten Churchill als Vorsitzenden der britischen Delegation abgelöst hat, und daß Außenminister Eden durch den neuen Außenminister Bevin ersetzt wurde. Der Wechsel der Minister hatte keinerlei Einfluß am Ausgang der Konferenz.

Deutschlands Reparationen

Während der Zeit der Besetzung wird Deutschland als ein einheitliches wirtschaftliches Ganzes behandelt. Dies betrifft insbesondere den Bergbau, die Industrieproduktion, die Landwirtschaft, die Lohn- und Preispolitik und die Lebensmittelzuteilung, Einfuhr und Ausfuhr, Währung, Bankwesen, Steuern, Zölle, Wiedergutmachungsleistungen, Transport- und Ver-

POTSDAM. – Als Ergebnis der Dreierkonferenz in Potsdam wurde folgendes Kommuniqué ausgegeben: Zur Vorbereitung von Friedensverträgen in Europa wird ein permanenter Rat der Außenminister der fünf Großmächte, Großbritannien, Sowjetrußland, China, Frankreich und der Vereinigten Staaten eingesetzt. Er wird seine erste Zusammenkunft vor dem 1. September abhalten. Der Rat der fünf Außenminister soll Vorschläge für einen künftigen Friedensvertrag ausarbeiten, der einer deutschen Regierung zur Unterschrift vorgelegt werden wird. Als erste Aufgabe obliegt dem Rat der Fünf die Vorbereitung von Friedensverträgen mit Rumänien, Bulgarien, Ungarn und Finnland.

Keine Versklavung des deutschen Volkes

Ferner wurden Beschlüsse über die politische und wirtschaftliche Behandlung Deutschlands, über Wiedergutmachungsleistungen, die Deutschland auferlegt werden, und Bestimmungen über die deutschen Ostgebiete getroffen. Als allgemeiner Grundsatz wurde festgestellt: Die Alliierten haben nicht die Absicht, das deutsche Volk zu vernichten oder zu versklaven. Als politischer Grundsatz: Die Oberste Gewalt in Deutschland wird von dem Oberbefehlshaber der Besatzungstruppen nach Weisungen seiner Regierung und in Fragen, die ganz Deutschland betreffen, gemeinsam als Mitglieder des Kontrollrates ausgeübt.

POTSDAM. — Der englische Auße[illegible] minister Bevin hat die britische Auße[illegible] politik in vier Punkte zusammengefa[illegible] und diese der Öffentlichkeit bekann[illegible] gegeben. In diesem Programm ist d[illegible] Zusammenarbeit mit den anderen Gro[illegible] mächten als erste Aufgabe sein[illegible] Außenpolitik hervorgehoben worde[illegible] Ein Punkt beschäftigt sich mit de[illegible] Problem, den Weltfrieden zu siche[illegible] und zu verhindern, daß Deutschla[illegible] wieder zu einem friedensbedrohend[illegible] Mitglied in der Familie der Völk[illegible] werde, während die anderen sich [illegible] der Frage der Zusammenarbeit mit d[illegible] Vereinten Nationen auseinandersetz[illegible]

Englische Politik

Die grundlegenden Prinzipien der b[illegible] tischen Außenpolitik wurden von Be[illegible] folgendermaßen dargelegt:

Erstens: Die britische Regierung ist [illegible] Zentrum eines großen Weltreiches u[illegible] einer Völkerfamilie, die in allen Teilen [illegible] Welt verankert ist. Dadurch hat Großb[illegible] tannien eine ganz besonders verantw[illegible] liche Stellung.

Zweitens: Der Friede kann nur erhal[illegible]





HESSISCHE Nachrichten



Ihnen die Lorbeeren und die Verpflichtung

Wir rufen ihre Namen:

Eine Bilanz des Krieges

60 Millionen Opfer nach Schätzung des Roten Kreuzes

Warschaus Verwüstung

Volksküchen in Berlin

Umschulung der Japaner

Auch der Kaiser Hirohito wird als Kriegsverbrecher beschuldigt

Der Todesmarsch auf Bataan

AN UNSERE LESER

Durch das Volk – Für das Volk

Funk in letzter Stunde

General Omar N. Bradley, Befehlshaber der 12. amerikanischen Heeresgruppe, zeigte Verständnis, als es darum ging, Radio Luxemburg auch unter deutschem Feuer weiteroperieren zu lassen. Ohne ihn wäre die »Heeresgruppen-Presse«, wie man die ersten Zeitungen im freien Deutschland nannte, nicht möglich gewesen.

Lizenzpresse. – Im September 1946 erschien zum erstenmal in Kassel die lizenzierte Zeitung »Hessische Nachrichten«. Interessant ist der Unterschied zwischen dem Bild dieser Zeitung und ihrer amerikanisch redigierten Vorgängerin (siehe Seite 4 des Bildteils). Auf der ersten Seite werden die deutschen Opfer des Nationalsozialismus geehrt.

Regensburger Post. – Von der Gründung der »Vereinten Nationen« und vom bevorstehenden Einzug der Amerikaner in Berlin berichtete die erste Nummer der »Regensburger Post«, auch von der Anklage gegen die ersten 561 Kriegsverbrecher. Der Eisenbahnverkehr, hieß es, befinde sich im Aufbau. Das noch spärliche Feuilleton – Hans Habe widersetzte sich dem Befehl der Militärregierung, keine »Unterhaltung« für die Deutschen zu bringen – brachte ein Gedicht von Erich Kästner.

Regensburger Post

AMTLICHES NACHRICHTENBLATT

NUMMER 1

Anfragen, Briefe und Mitteilungen sind durch die örtliche Vertretung der alliierten Besatzungsbehörde zu richten an: Redaktion der „Regensburger Post", c/o P&PW Detachment 12th A. G. - APO 655 - U. S. Army

29. Juni 1945

RAUSGEGEBEN FÜR DIE DEUTSCHE ZIVILBEVÖLKERUNG VON DER 12. AMERIKANISCHEN HEERESGRUPPE



Volle Einigung über Polen

MOSKAU. — Auf der Moskauer Konferenz der polnischen Staatsmänner ist nach fünftägiger Besprechung eine volle Einigung über alle Punkte zur Bildung einer neuen polnischen Regierung auf nationaler Grundlage erzielt worden. Die neue Regierung, deren Zusammenstellung in Warschau bekanntgegeben wird, wird in den nächsten Tagen gebildet werden. Es wird eine ihrer ersten Aufgaben sein, entsprechend den Beschlüssen der Krim-Konferenz, freie allgemeine und geheime Wahlen vorzubereiten. In die neue Regierung werden zwei Vertreter aus Polen und zwei polnische Staatsmänner, die im Auslande lebten, aufgenommen werden, um die bisherige provisorische Regierung zu verbreitern und zu einer Regierung auf nationaler Grundlage umzubilden. Unter den Mitgliedern der neuen Regierung befindet sich der ehemalige Ministerpräsident der polnischen Regierung in London Mikolayczyk.

„Vereinte Nationen" gegründet

San Francisco schließt mit vollem Erfolg — Einsetzung militärischer Gewalt gegen den Angreifer — Sozialer Fortschritt ein Hauptziel

SAN FRANCISCO. — Auf der Schluss-Sitzung der Weltkonferenz von San Francisco haben Vertreter von 50 Nationen einstimmig die Satzungen des neuen Weltfriedensbundes „Vereinte Nationen" und das Statut des Internationalen Gerichtshofes angenommen. Gleichzeitig wurde die Einsetzung eines Gründungs-

nahmen zur Lösung solcher Fragen, die die Weltsicherheit betreffen, zu betrauen.

Der Sicherheitsrat besteht aus fünf ständigen Mitgliedern, China, Frankreich, Groß-

Aufbau. – Aus diesem Trümmerhaufen (Bild oben) entstand die »Augsburger Allgemeine«, eine der fortschrittlichsten Tageszeitungen Deutschlands. Die heutigen Verlags- und Druckereigebäude (Bild unten) zeugen für den unvergleichlich schnellen Aufstieg der deutschen Presse.



Die Neue Zeitung. – Der Redaktionsstab der »Neuen Zeitung« im Jahre 1946. Nicht alle amerikanischen Mitarbeiter konnten jetzt identifiziert werden. In der ersten Reihe (von links): Arthur Steiner (jetzt New Yorker Redakteur der »Quick«), Major Hans Wallenberg (jetzt Präsident des Ullstein-Buchverlages), Major Hans Habe (sitzend), Hauptmann William S. Konecky (damals Verwaltungsdirektor), Sergeant Kurt Wittler (jetzt Fabrikant in New York). Hinter diesem, rechts: Sergeant Ernest L. Wynder (jetzt Universitätsprofessor in Amerika). Unmittelbar hinter Habe, mit Brille: Master-Sergeant Max Kraus (jetzt Beamter des State Department). Ganz hinten mit Brille: Sergeant Eric Winters (jetzt Fabrikant in New York).

Theodor Heuss. – Die Lizenzierungsteams arbeiteten völlig unabhängig von jenen Einheiten, die mit der Herausgabe »amerikanischer Zeitungen für die deutsche Bevölkerung« betraut waren. Amerikanische Zeitungsherausgeber in Uniform und Lizenzierungsteams standen oft in Konkurrenz. Am 5. September 1946 wurde die »Rhein-Neckar-Zeitung« in Heidelberg lizenziert. Links die Lizenzträger Dr. Theodor Heuss, Dr. Rudolf Agricola und Dr. Hermann Knorr, rechts die Kontrolloffiziere Oberst Stanley und Major Smith.

DIE NEUE ZEITUNG

EINE AMERIKANISCHE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE BEVÖLKERUNG

1. JAHRGANG / NUMMER 1 — 14. OKTOBER 1945 — PREIS 20 PFG.

Der eigene Magen

Auf die Arbeit jedes einzelnen kommt es an!



Österreichs Zuk…

Von Walford Selby

General Eisenhower an die „Neue Zeitung"

Opening Words

As Commander of the United States Forces in the European Theater and as Military Governor of the parts of Germany occupied by United States troops, I welcome the publication of the „Neue Zeitung".

The „Neue Zeitung" will remain the organ of American Military Government after all other newspapers published by the American Army in Germany have been replaced by licensed newspapers published by Germans. The „Neue Zeitung", although it is published in the German language, in no way attempts to be a „German newspaper". Its program is openly stated in its masthead:

„An American newspaper for the German population."

The aims of the „Neue Zeitung" are as follows:

First: As distinguished from those German newspapers which are now published by German publishers and which represent the beginning of a free press in Germany, the „Neue Zeitung" will be an official organ of the American authorities. Its circulation will not be restricted to any given area; rather, it will be circulated throughout the U.S. occupied zone, thus linking all sections.

Second: The „Neue Zeitung", as an American newspaper published in the German language, will set an example for the new German press through the objectivity of its news reporting, through unconditional devotion to truth in its articles and through high journalistic standards.

Third: Through its emphasis on the affairs of the world, the „Neue Zeitung" will widen the view of the German reader by giving him facts which were suppressed in Germany during the twelve years of National Socialistic rule.

Fourth: The „Neue Zeitung" will be a factor in demonstrating to the German people the necessity of the tasks which lie ahead of them.

These tasks include self help, the elimination of Nazism and militarism from the German mind, and the active De-Nazification of German government and business.

The moral, intellectual, and material reconstruction of Germany must come from the people themselves. We will assist them in this reconstruction, but under no circumstances will we do the actual job for the Germans. The German people must recognize that, to survive the coming hard winter, they must rid themselves of the herd spirit in which they were steeped during the past twelve years. Germany must become a country of peaceful workers, capable of exercising individual initiative, or it will have no future.

De-Nazification will be carried forward by all possible means. Not only Party Members will be affected, but all who, in one way or another, have profited by National Socialism. Nowhere are there any „irreplaceable" National Socialists. Nazism must be destroyed and all members of the Nazi Party and of its affiliate organizations must be eliminated from their positions.

Militarism, along with Nazism, must be destroyed. Physical demilitarization of Germany is being accomplished effectively, but it alone cannot insure that Germany will in the future not again force the world into war. Militaristic ideas must be erased from the German mind. For all civilized nations on this earth, aggression is immoral, the Germans, however, have to be educated to this self evident truth. And here, too, the German people themselves must destroy dangerous seeds of their philosophy.

Dwight D. Eisenhower
General of the Army, USA.

Zum Geleit

Als Kommandierender der amerikanischen Truppen in Europa und als Militärgouverneur der von US-Truppen besetzten Teile Deutschlands begrüße ich das Erscheinen der „Neuen Zeitung".

Dwight D. Eisenhower
General of the Army, USA.

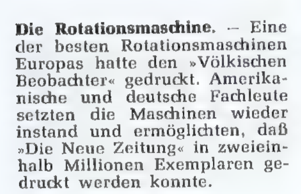
General. – Der Militärgouverneur der amerikanischen Zone, General Eisenhower, kam in der »Neuen Zeitung« nur einmal, in der ersten Nummer, zu Wort. Über die damit verbundenen Schwierigkeiten berichtet Hans Habe in diesem Buch. Den Leitartikel der ersten Nummer schrieb Stefan Heym, der bald darauf den Redaktionsstab verließ.



Ernest L. Wynder. – Niemand ahnte 1945, daß der Chef der Nachrichtenaufnahme der »Neuen Zeitung«, Ernest L. Wynder (stehend im Bilde links), später einer der bedeutendsten medizinischen Forscher Amerikas und der Entdecker des Krebserregers im Tabak werden würde.

Papiermangel. – Mehrere Millionen Abonnementsgesuche mußte »Die Neue Zeitung« abweisen, da Papiermangel nur eine Auflage von zweieinhalb Millionen Exemplaren gestattete. Ununterbrochen standen Leser vor den Schaufenstern der »Neuen Zeitung« – der Lesehunger war nicht viel geringer als der physische Hunger.





Die Rotationsmaschine. – Eine der besten Rotationsmaschinen Europas hatte den »Völkischen Beobachter« gedruckt. Amerikanische und deutsche Fachleute setzten die Maschinen wieder instand und ermöglichten, daß »Die Neue Zeitung« in zweieinhalb Millionen Exemplaren gedruckt werden konnte.





Besuch. – Russische Publikations-Experten statteten ihren amerikanischen Kollegen einen Besuch ab. Hier zeigt Druckereidirektor Max Klieber (Mitte, barhaupt) den Russen die neueste Nummer der amerikanischen Illustrierten »Heute«. Ein Gegenbesuch der Amerikaner wurde schon 1945 von russischer Seite abgelehnt.



Erich Kästner. – Ruinen im Hintergrund, aber die Wände sind weiß getüncht. Feuilleton-Redakteur Erich Kästner redigierte in diesem Zimmer das bis heute kaum übertroffene Feuilleton der »Neuen Zeitung«.

Fraternization. – Für seine Mitarbeiter setzte Hans Habe das Non-Fraternizations-Gesetz eigenmächtig außer Kraft. Der amerikanische Druckereiexperte Max Klieber (hier in Zivil) blieb der Tradition seines Vaters treu, der einst Kapellmeister des »Simpl« gewesen war.



Eitelkeit. – General Douglas MacArthur hatte eine sehr geringe Meinung von der psychologischen Kriegführung. Jahrelang war im pazifischen Raum der »Papierkrieg« verboten. Es bedurfte eines Appells an seine Eitelkeit, bevor er die »Lehnstuhlsoldaten« in »seinem« Kriegsgebiet zuließ.



Propaganda-Gegner. – Feldmarschall Sir Bernard Montgomery war der zweite große Gegner der Kriegspropaganda. Erst als die Amerikaner in Afrika mit ihrer Feldpropaganda sichtbare Erfolge erzielten, konnten die psychologischen Krieger in die 8. Armee einziehen.

Essen. – Im Jahre 1946 wurde die »Neue Ruhr Zeitung« in Essen lizenziert. Aus den Trümmern Essens wuchs in wenigen Jahren das Zeitungshaus, das heute zu den größten Deutschlands gehört. Hier wird auch die Essener Ausgabe der »Welt« gedruckt.



Mit dem Bericht IM JAHRE NULL – Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse — erweist sich der Romancier Hans Habe wieder als einer der großen Reporter unserer Zeit.
Die Entstehung der deutschen Presse der Nachkriegszeit gehört zu den erregendsten Kapiteln der Zeitgeschichte. Hier wird dieses Abenteuer zum erstenmal von einem Mann erzählt, der an der einzigartigen Gründung aus dem Nichts an führender Stelle beteiligt war. Als die amerikanischen Armeen an den Grenzen des Hitler-Reiches standen, wurde der damalige US-Major Hans Habe von den Amerikanern mit dem Aufbau der deutschen Presse betraut. Zwar handelte es sich nur um die Presse in der amerikanischen Zone, aber die »Heeresgruppen-Presse« und die »Neue Zeitung« sollten bald »die solide Grundlage für eine freie Presse« bilden. In »New Statesman and Nation« schrieb einer der Vorgesetzten von Hans Habe, der heutige englische Wohnungsbauminister R. H. S. Crossman, über den Autor: »Es war während des Feldzuges in der Normandie, daß mir klar wurde: hier war ein Mann, der die deutsche Sprachbrillanz von Sefton Delmer mit dem bravourösen Mut eines Sir Robert Bruce Lockhart gegenüber seinen Vorgesetzten und dem diabolischen Managertum des jungen Beaverbrook vereinigte.«

Der Bericht IM JAHRE NULL bringt deutlich zum Ausdruck daß Crossman seinen Untergebenen Hans Habe richtig beurteilt hat. Darüber hinaus weist aber die Reportage Hans Habes, die auf eigenem Erlebnis beruht und daher durchaus persönlich, wenn auch frei von allen Ressentiments ist, eine seltene Tugend auf: die Tugend des Humors, der nicht zuletzt seine Quelle in einer souveränen Distanz zu diesem zeitgeschichtlichen Thema hat. Weder die sich rastlos jagenden Ereignisse noch seine Freunde und Feinde, am allerwenigsten aber sich selbst, scheint Hans Habe hier allzu ernst und zu gewichtig zu nehmen — und das ist vielleicht der größte Reiz dieses ganz und gar originellen Ausschnitts aus einem turbulenten Zwischenspiel der Welt-, Zeit- und Pressegeschichte.

Von einem Abwehrlager in Amerika, das nicht einmal den Generalen bekannt war, über einen ebenso geheimen Sender in Luxemburg, über eine stille Villa in Bad Nauheim, wo Europas größter Zeitungskonzern residierte, über halb oder ganz zerstörte Druckereien in Köln, Frankfurt, Essen, Braunschweig und Heidelberg, über Episoden mit Filmstars in Uniform und Sträflingen an Rotationsmaschinen führt uns der Bericht IM JAHRE NULL zurück ins Jahr Null.

In einer Artikelserie, die in der Züricher „Weltwoche" ein enormes Echo fand, hat Hans Habe die Geschichte der deutschen Presse im Jahre Null erstmals erzählt. Er hat diesen Bericht für die Buchveröffentlichung nahezu auf das Doppelte erweitert. Wie in Hans Habes in alle Kultursprachen übersetztem Bestseller »Der Tod in Texas« handelt es sich auch hier um eine überaus glückliche Kombination: Der Reporter schreibt mit den besten Mitteln des Romanciers, und der Romancier gestaltet Ereignisse, die er selbst erlebt und mitgestaltet hat.

Hans Habe

IM JAHRE NULL

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse

VERLAG KURT DESCH

Hans Habe Im Jahre Null